aed. Pr.
403

Beyspiele

Lehrreiche
BEISPIELE
der
Tugenden guter Kinder

in

moralischen Erzählungen nach dem Alphabet ihrer Taufnahmen geordnet.

Mit 24 fein illum. Abbildungen.

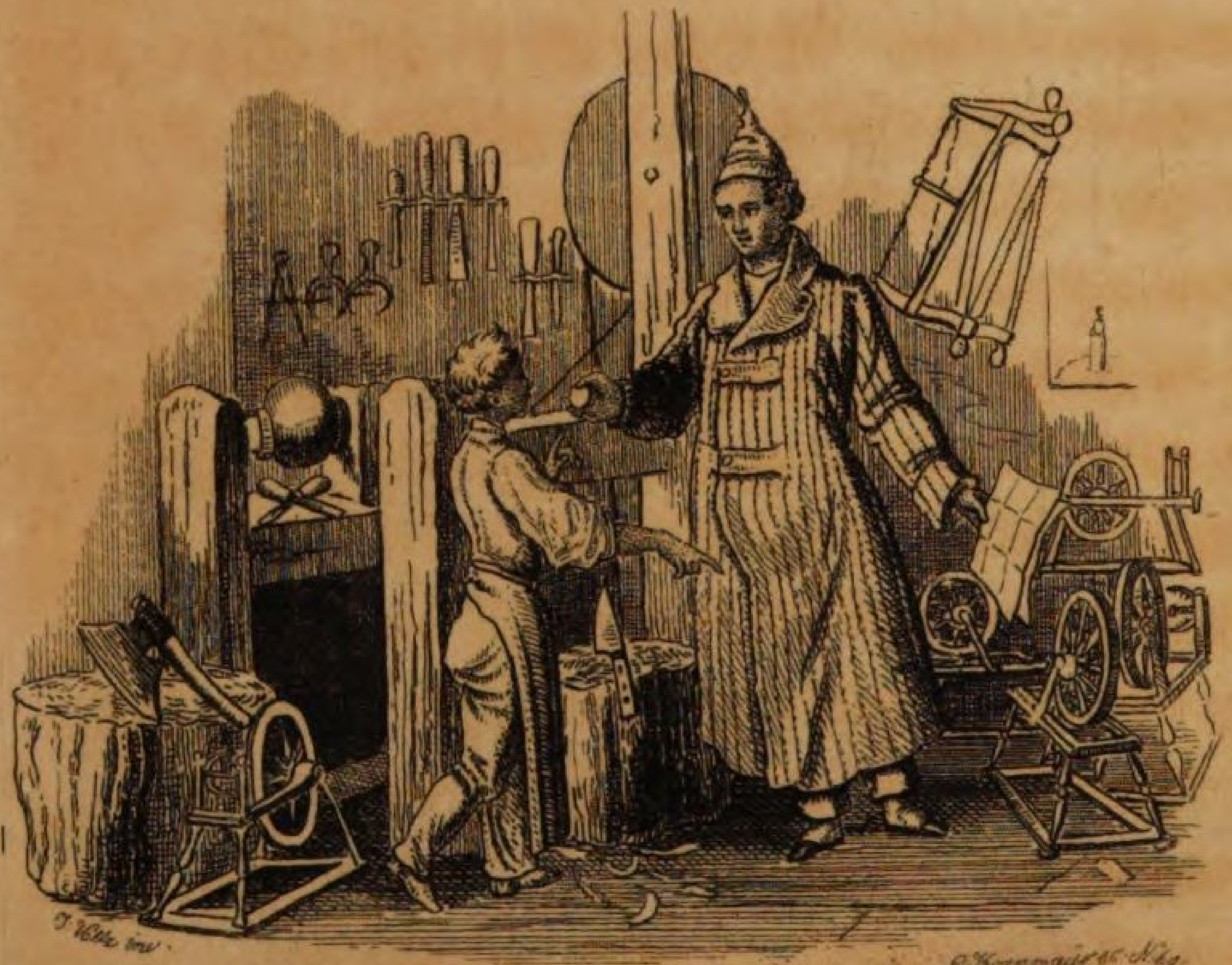
NÜRNBERG,
bei G. N. Renner & Comp:

Bühler sc.

(cca. 1833-1840)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Anna.



Balthasar.

Annchen, das fromme Kind.

Anna Seifried war die Tochter eines Malers. Das gute Kind hatte schon im sechsten Lebensjahre seine Mutter und im zehnten den Vater verloren. Beide waren in Armuth gestorben, und das arme Annchen kam nun zu einer reichen Tante auf's Land, wo es dem guten Mädchen eben nicht zum besten ging. Tante Sibilla war nämlich mürrisch und getraute sich aus Geiz kaum genug zu essen. Nicht leicht konnte ihr Jemand etwas recht thun, so zanksüchtig war die Alte, die außerdem noch an Gichtschmerzen litt. Selten hielt es eine Magd ein volles Vierteljahr bei der bösen Sibilla aus, wie man das unverträgliche Weib in der ganzen Gegend herum nannte. Annchen war nicht ein volles Jahr bei der Tante, als diese durch ihren bösen Ruf und durch ihr filziges Wesen es so weit brachte, daß kein Dienstbote mehr bei ihr einstehen wollte. Unser noch ziemlich schwaches Mädchen mußte von nun an alle jene Arbeiten thun und auf sich nehmen, die bisher von

einer Magd waren verrichtet worden, Holz- und Wassertragen, Einheizen, Kochen, Waschen u. s. f. Annchen that Alles gern und willig, aber ach! das gutwillige Mädchen bekam zum Lohn dafür ein mürrisches Gesicht und manches Scheltwort. Tante Sibilla ward, je mehr sie sich jetzt ersparen konnte, um so geiziger gegen die fleißige Nichte, die sich manchen Abend hungrig zu Bette legen mußte. Eine solche Behandlung that dem Annchen wehe, recht wehe, und das arme Kind befeuchtete oft ihr Kopfkissen mit hellen Thränen. Die Uhr auf dem dörflichen Pfarrthurm schlug gewöhnlich schon 11 oder 12 Uhr, und Annchen wälzte sich noch schlaflos auf ihrem Lager herum, weil der nagende Hunger das Mädchen nicht schlafen ließ. In solchen Stunden und auch sonst, wenn es unserer Kleinen recht stark zu Herzen ging, nahm das fromme Annchen seine Zuflucht zum Gebete. Es blickte, wenn der Mond gar lieblich vom heitern ruhigen Himmel herab seinen reinen Silberflimmer in's Schlafkämmerchen hereinbog, und Alles darin so freundlich erhellte, da blickte Annchen, das fromm erzogene Kind, auf ein gemaltes Crucifixbild, das an der Wand hing, in Mitte der zwei kleinen Fenster. Das schöne Bild war ein Mach- und Erbestück von dem seligen Vater, der es seinem Annchen am Sterbebette behändigt hatte, und Anna mußte ihm versprechen, daß sie nie das schöne Bild von sich geben wolle. Unsere fromme Dulderin nannte dieses heilige Bild ihren himmlischen Tröster.

Anna feiert, wie wir sie auf dem Kupferbildchen da vorgestellt sehen, heute ihren vierzehnten Geburtstag. Ein solcher Tag muß dem Herzen des Christen ein wahrer Festtag, ein Tag frommer Erinnerungen werden. Anna fängt, wie wir sehen, die Feier dieses Tages mit einem frommen Dankgesang an, wozu der Text in dem Liederbuche enthalten ist, welches vor ihr auf dem kleinen Tische aufgeschlagen daliegt. Ihre Blicke sind an das schöne, von dem Vater gemalte und ererbte Crucifixbild hingeheftet. Das gute Kind hat es gestern Abends noch mit einigen Feldblumen bekränzt; denn aus dem Hausgarten getraute es sich keine zu nehmen, aus Furcht, die geizige Tante möchte es sehen, und hierauf ein neuer Hagelregen von Schelt- und Schimpfworten folgen. Einen solchen hatte Annchen gestern Abends ohnehin als Angebinde zum Geburtstag davongetragen, als ihm bei'm Theeaufgießen einige Tröpfchen daneben kamen. Du, lieber Gott! was hatte die arme Waise seit vollen langen vier Jahren bei der geld- und kneifsüchtigen Tante nicht Alles ausgestanden und erduldet! Ist jedoch das Maaß unserer Leiden voll, und leiden und dulden wir Gott zu lieb, dann ist Gottes Abhülfe nicht mehr ferne von uns. Von der schönen Wahrheit dieses Sprüchelchens sollte sich heute unsere arme bedrängte Waise zu ihrer ungemeinen Freude überzeugen. Die fromme Anna hatte kaum ihre Morgenandacht verrichtet, als die schellende Glocke sie zu der Tante hinab in's Zimmer rief. Hier traf sie einen schon etwas ältlichen, vornehm gekleideten Herrn,

welcher die höfliche Verneigung des eingetretenen Mädchens artig erwiederte. „Der hochgnädige Herr Baron hier will mir mein ländliches Eigenthum abkaufen; wir ziehen dann in die Stadt, wo du es gelegener haben wirst im Hause sowohl, wie in der Küche. Führe den Herrn Baron in alle Zimmer, in den Nebenbau und in den Garten.“ Also lautete der Befehl der Tante Sibilla. Annchen sucht denselben auszurichten. Der Freiherr tritt jetzt in das Schlafkämmerchen, sein erster Blick fällt auf das schöne Crucifixgemälde, und haftet wie angefesselt an demselben. „Das Bild hat — beginnt der Fremde, und stockt in der Rede, gleich besänn' er sich auf etwas. „Mein Vater gemalt, Euer Gnaden zu dienen,“ fällt Annchen ein. „Ihr Vater, liebes Kind? „fährt der Freiherr fort, und wendet rasch das Bild um. „Ja, er ist's — da steht ja deutlich ein R. und S — und es ist ja ganz seine Manier.“

„Mein seliger Vater hieß Richard Seifried, und es ist bereits vier Jahre, seit ich ihn verloren, und acht Jahre schon, seit ich keine Mutter mehr habe.“

„Sie, armes Kind!“ fing der Baron neuerdings an, einen mitleidigen Blick auf Annchen richtend. „Gott sei Dank, daß ich Sie treffe, und an die Tochter eines geschickten deutschen Künstlers eine Schuld abtragen kann, die seit Jahren mir wie ein Zentnerstein am Herzen liegt. Ich bin der Baron Waltenberg aus dem südlichen Tyrol. Es sind nun 5 Jahre, seit Ihr Herr Vater auf dem Stamm-

gute meiner Gemahlin ein bestelltes Altarbild gemalt und vortrefflich ausgeführt hat. Wir waren abwesend, als er damit fertig geworden war, und nun brach von Italien aus der Krieg in's Land. Ihr Herr Vater flüchtete, und wir konnten später, aller angestellten Nachforschungen ungeachtet, nicht erfahren, wohin derselbe gekommen sey. Wie glücklich fügt es sich, daß ich nun die Tochter eines Mannes treffe, der bei mir stets in ehrendem Angedenken steht. Ich bin des Willens, mich in der Gegend anzukaufen und niederzulassen. Meine Gattin kommt morgen nach, und dann sollen Sie auf der Stelle Ihr Guthaben erhalten, das ohne meine Schuld so lange im Ausstand bleiben mußte."

Annchen ward auf einmal heiter, und faßte nicht vergebens die seligsten Ahnungen. Die angekommene Frau Baronin, eine ungemein gütige Dame, gewann unser frommes, gutes Annchen so lieb, daß sie dem schüchternen Mädchen selbst mit dem Antrag entgegenkam, selbes als Kammermädchen in den Dienst zu nehmen. Anna glaubte aus einer Hölle auf einmal in den Himmel versetzt worden zu seyn, so gut hatte sie es bei der leutseligen Edelmannsfamilie. Sie rückte später bei den heranreifenden Kindern als Gouvernante vor, und ist heut' zu Tage die glückliche Gattin eines braven und gebildeten Güterverwalters.

Sey fromm, und bau' in Noth
Und Gram auf unsern Gott.
Sieh', er verläßt dich nicht.

Er, der die Blümlein kleidet,
Des Sperlings Kost bereitet,
Lenkt auch sein Angesicht
Auf deine fromme Bitte.
Er leitet deine Tritte.
Vertrau' nur auf den Herrn,
Er hilft den Seinen gern'.

Balthasar, der kleine fleißige Drechsler.

Drechslermeister Willmer war als ein geschickter Arbeitsmann weit und breit im Lande herum bekannt. Ein solcher Ruf ist oft mehr werth, als eine gefüllte Geldtruhe, die man ererbt oder erheirathet. Geschicklichkeit, so sagt ein deutsches Sprichwort, ist ein ausgelegtes Geldkapital, das nie abnimmt, und sich von Tag zu Tag vermehrt; ererbte Geldhaufen aber nehmen immer mehr ab, und verschwinden endlich ganz in und unter der Hand eines faulen Taugenichts.

Meister Willmer hatte, als er heirathete, kaum so viel übrig, daß er hiemit die Trau- und Hochzeitmahlkosten abrichten konnte, und seht, nach 16 Jahren nannte der fleißige, geschickte Mann ein schönes Haus in dem Städtchen, mehrere Feldstücke und selbst einige Baarschaft sein redlich erworbenes Eigenthum. Die Gottheit hatte sein eheliches Bett mit einem

Sohne gesegnet, der von den frühesten Lebensjahren an eine entschiedene Neigung äußerte, das zu werden, was der Vater war, ein Drechsler nämlich. Der Junge machte besondere Fortschritte in der Schule, und die Aeltern wendeten Alles auf den talentvollen Balthasar. Sie scheuten keine Kosten, und ließen ihn im Zeichnen und in den höhern Rechnungsarten unterrichten. Der Sohn ging dem Vater in der Werkstätte sehr bald zur Hand, war fleißig und folgsam, und gab auf Alles genau acht. Dieses kam ihm und seinen Aeltern sehr gut zu statten, wie wir sogleich hören werden.

In dem Städtchen, wo unsere gute, fleißige Drechslersfamilie wohnte, brach auf einmal eine ansteckende Krankheit aus. In solchen Fällen macht sich stracks Alles auf die Beine, und nimmt Reißaus, was nicht allenfalls im Orte eine anbindende Wohnstätte hat. Drechslermeister Willmer zählte Jahr aus, Jahr ein in seiner Werkstätte 5, oft sogar 6 und 7 Gesellen, und die hatten alle die Hand vollauf zu thun; nun aber hatte er auf einmal auch nicht einen mehr. Die Furcht vor der ausgebrochenen ansteckenden Krankheit bracht' es dahin, daß alle Gesellen ihre Wanderbündel auf den Rücken nahmen, und zum Thore hinauszogen.

Wer stellt sich die Verlegenheit vor, in welche der Meister gerieth? Der landwirthschaftliche Verein hatte vor wenigen Tagen 50 neue Spinnräder bestellt, wovon die Hälfte nach 14 Tagen abgeliefert werden sollte. Nun gab es zwar Werkzeug und vor-

räthiges Holz in Hülle und Fülle, aber die Hände fehlten, die den Werkzeug führen, und das Holz zurichten sollten. Willmer ward von Stunde zu Stunde mißmuthiger und kleinlauter, je tiefer er sich in sein beschwierigtes Werkstands=Kapitel hineindachte, und dieser Mißmuth machte den Mann zuletzt sogar krank und bettlägerig. Balthasar hatte nun das ganze Werkgeschäft auf sich, und er betrieb es, obschon er erst 14 Jahre alt und noch nicht Geselle war, auf eine Weise, die dem Auge des braven Vaters einst helle Freudenthränen entlockte. Drechsler Willmer war nämlich wieder so kräftig geworden, daß er das Krankenbette verlassen, und so eben wieder seinem Nahrungsgewerbe nachsehen konnte. Wie staunte er, als der Briefträger eintrat, und ihm ein mit dem großen Siegel des landwirthschaftlichen Vereins versehenes Schreiben behändigte! Der Meister öffnete, und sein Erstaunen wuchs und verwandelte sich in die größte Freude, die nur immer ein gutes Vaterherz empfinden kann; denn aus dem Schreiben kollerte die goldene Preismedaille hervor. Man habe, so hieß es in dem Schreiben, die musterhaft gearbeiteten 25 Spinnräder erhalten, dieselben geprüft und sie so gut eingerichtet und gefertigt befunden, daß man es sich zur angenehmen Obliegenheit mache, dem geschickten und fleißigen Meister Georg Willmer die goldene Preismedaille zuzusenden. „Sie gehört meinem braven Balthasar!“ rief der Vater freudig aus, und eilte in die Werkstube. Hier fand er den kleinen fleißigen

Drechsler, umstellt von den neuen Beweisen seines Fleißes, von mehreren Spinnrädern, auf welche der brave Jüngling mit den Fingern wies, als der Vater eintrat, und Heeresschau halten wollte. Was jetzt vorging, läßt sich leichter denken, als beschreiben. Der entzückte Vater wollte dem fleißigen Sohne die goldene Preismedaille über Hals und Kopf aufdringen, dieser sie nicht annehmen. „Ich habe nur die Pflicht des Sohnes erfüllt," sprach Balthasar; „was ich bin und kann, verdank' ich dir, lieber Vater!" Der schöne Streit endete nicht eher, als bis die sanft lächelnde Meisterin eintrat, ein kornblaues Band in die Aehre der Medaille einzog, und mit demselben Vater und Sohn um- und in einander verflocht, wobei die beglückte Gattin und Mutter also ihre freudigen Gefühle aus der vollen Brust hervorhob: „Gleich brav und fleißig ist der Vater, wie der Sohn, ihnen beiden gehört der schöne Lohn."

Fleißig, fleißig mußt du seyn
Schon in deiner frühen Jugend.
Fleiß ist eine schöne Tugend,
Schlingt der Freuden manche ein
In dein blüthenreiches Leben.
Fleiß, der allbeliebte Fleiß,
Schlingt des Lohnes gold'nen Preis,
Ruhm und Schätzung an dein Streben.

Cäcilie, die gute Sängerin.

Wilhelm Fellner war Chorregent in der Hauptkirche eines Gränzstädtchens. Der Dienst trug nachgerade so viel ein, daß er bei aller nur thunlichen Einschränkung mit Frau und Kind als ein ehrlicher Mann sich durchschlagen konnte, wie man im gewöhnlichen Ausdruck zu sagen pflegt. Es gibt Menschen, die, wenn ihr Dienst ihnen wenig einträgt, auch wenig thun, und ihren ganzen Beruf auf die leichte Schulter nehmen. Kinder! ein solches Benehmen ist nicht recht. Jeder soll sich bestreben, so viel zu leisten, als in seinen Kräften liegt; dazu sind wir erschaffen, dazu nicht nur mit körperlichen, sondern auch mit geistigen Kräften ausgestattet. Wer von Gott fünf Talente erhalten hat, jedoch nur eines benützt, und die andern vier vergraben liegen läßt, der muß einst deßhalb dort oben Rechenschaft geben.

Fellner war ein redlicher, eifriger und gewissenhafter Mann. Der Betrieb der Musik, die da die lieblichste unter allen schönen Künsten ist, lag ihm Tag und Nacht am Herzen, und er fühlte sich ganz vergnügt und selig, wenn er auf dem hohen Chor der geräumigen Hauptkirche in Mitte der abgerichteten Sänger und Sängerinnen und der übrigen Musikfreunde stehen, und ein schönes, herzrührendes Stück Kirchenmusik leiten und ausführen konnte. Bei

Cäcilie.

Dortchen.

einer solchen Gelegenheit blitzte ein heiliger Eifer aus Fellner's Angesicht, und jede unrichtig betonte Note schnitt ihm, wie eine scharfe Messerspitze in's Herz. Wenn aber Strich für Strich, Ton für Ton pünktlich und richtig einfiel, und der ganze Musikvortrag rein und prächtig, wie der Wohllaut himmlischer Harfen, zusammenstimmte, und zur allgemeinen Zufriedenheit endete, da zitterte gewöhnlich eine heilige Freudenthräne unter Fellner's Augenwimpern, und der Chorregent hielt es dann für eine süße Obliegenheit, durch einen stillen Wink der Hand dem anwesenden Musikpersonale für die ihm bewiesene Aufmerksamkeit und Anstrengung zu danken.

Der gute, diensteifrige Mann hatte während seiner 18jährigen Dienstführung schon manchem Knaben und Jüngling zu dessen Versorgung geholfen. Fellner gab nämlich jedem Knaben und Mädchen, welches eine besondere Neigung und Anlage für die Musik entwickelte, jahrelang den Unterricht unentgeldlich. „Das gehört mit zum Chorregentendienst," pflegte der biedre Mann zu sagen. So geschah es denn, daß mancher arme Bürgers- und Taglöhnerssohn es dahin brachte, daß er studieren konnte. Derselbe fand nämlich in den Städten, wo es lateinische Schulen gab, als Chorsänger Unterhalt, und verdiente sich nebenbei noch manchen Gulden durch Musikunterricht. Der junge Mensch durfte nur ein empfehlendes Lehrzeugniß vom Chorregenten Wilhelm Fellner vorweisen, und man nahm erstern aller Orten willig auf; so sehr wirkte bereits der vortheilhafte

Ruf, den Fellner sich als gründlicher Musiklehrer errungen hatte.

Der ausgestreute Saame des Guten gleicht den goldenen Waizenkörnchen, die aus der Hand des Säemanns in die aufgelockte Feldfurche hineingleiten. Sie bleiben eine gewisse Zeit unter der umhüllenden Erdscholle verborgen, dann aber setzen sie Keime an, und aus diesen schossen Halme und Aehren empor, und in letztern gibt sich das versteckt gewesene Körnchen zwanzigmal wieder.

Eine solche Ernte erwartete jetzt unsern wackern Fellner. Ihm und seiner Gattin hatte die Vorsicht einen ehelichen Segenszweig verliehen, der nach und nach die ganze Freude ihres Lebens ausmachte. Es war ein Mädchen. Der musikalische Vater hatte bei der Taufe — der neuen Weltbürgerin den lieblich tönenden Namen Cäcilie beigegeben. „Mög' es uns dereinst eine zweite Cäcilie werden!“ so sprach und wünschte Fellner, als er das kugelrunde, holdlächelnde Püppchen beim Kindtaufmahl seinen Musikfreunden und Freundinnen zeigte, und ihm einen zärtlichen Kuß auf die kleinen Lippen drückte. Der fromme Wunsch des braven Mannes ward erfüllt. Cäcilie entwickelte von der frühesten Jugend an eine solch' entschiedene Neigung und vorzügliche Anlage für Gesang und Musik, daß Jedermann erstaunte, der das geschickte Mädchen auf dem Clavier spielen oder singen hörte. Im Gesang besonders leistete das bildschöne, geistreiche Mädchen Ausgezeichnetes. Ihre von der Natur aus starke, und doch metallreiche

Stimme erfreute sich einer Biegung, eines Umfanges und eines Blüthenschmelzes, wie man nicht leicht in einer schon vollkommen gerundeten Frauenstimme an- und beisammen traf. Sang des Chorregenten Cäcilie eine Solopartie auf dem kirchlichen Chor, da hätte man ein Mückchen schwirren gehört in dem weiten Bogen der geweihten Tempelhalle ringsum, und jedes Herz fühlte sich emporgehoben zu dem Throne der laut gepriesenen Gottheit, und wähnte sich vermählt den Accorden der himmlischen Psalterklänge.

Sachkenner, die es mit der allgemein geschätzten Chorregenten-Familie in der That recht gut meinten, riethen dem Vater Fellner oft, daß er mit seiner Cäcilie in irgend eine große Stadt reisen, und letztere sich dort in einem Concerte hören lassen möchte." Davor bewahre mich und meine Cili Gott!" sprach dann der fromme Musiklehrer. „Alle Musik," so fuhr er fort, „sollte eigentlich nur Gott angehören, von dem sie auf diese Welt ausgegangen ist. Will und fügt es dieser, daß meine Tochter ihre von ihm empfangene Anlage zu seiner Ehre in einem ausgedehnteren Umfange entfalten soll, so sag' ich: Herr! es ist dein Wink, er geschehe! Nur so, und nicht anderst. Ein Theaterbrett darf Cili mir nie betreten, wenn ich es ja nicht verwünschen soll, ihr je eine Note gezeigt und einen Taktschlüssel erklärt zu haben. Man frage mich nicht, warum? Ich kann und muß als Vater sagen: Es hat seine Ursachen."

Wohl gab es Menschen, die diese Grundsätze als streng und übertrieben darzustellen wußten; indessen Fellner auch nicht ein Haar breit davon abwich, und Cäcilie sich selbst nicht von der stillen Seite ihrer geliebten Aeltern hinweg, und in die sogenannte Welt hinauswünschte.

Doch was der Herr zu fügen weiß,
Das kömmt sehr schnell in das Geleis.

Hiezu gab das Erntefest 1817 den Anlaß. Daß an Gottes Segen Alles sey gelegen, spürte man nach einer überstandenen Hungersnoth in diesem wahren Segensjahre. Aller Orten wurden in Kirchen sogenannte Erntefeste gefeiert. Auch unser Fellner traf zu einem solchen alle nur thunlichen Anstalten. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß einer seiner einstigen Mitschüler in der Residenzstadt Kapellmeister an der Hofkirche geworden sey. An diesen wendete sich Fellner schriftlich mit der Bitte um Componirung des dichterischen Textes, den ein talentvoller Schullehrer im Städtchen gefertigt hatte. Nach 14 Tagen kam das Ganze nicht nur vortrefflich gesetzt, sondern sogar in Steindruck herausgegeben zurück. Der residenzstädtische Kapellmeister wußte seinem Jugendfreunde Dank, daß er ihm einen solch' herrlichen Dichtungstext zugesandt. Fellner's Freude war ohne Gränzen, sein Einübungseifer unermüdet. Der festliche Tag erschien. Aus den ländlichen Umgebungen strömten Tausende von Kirchengängern heran, und man mußte, weil nicht der drit-

te Theil Raum fand in der Andachtshalle, die Pforten und Bogenfenster derselben öffnen, damit die Außenstehenden doch wenigstens, so viel möglich, den salbungsvollen Vortrag des Kanzelredners und den herrlichen Chorgesang vernehmen könnten. Der hohe Ausdruck, den letzterer über die Herzen aller Anwesenden wie im vollen Triumphe ausgoß, war unbeschreiblich. Der ganze Text des dankerfüllten Erntegesanges war in die Bitten des Gebets aller Gebete, des Vater Unser, eingekleidet. Alle Sangweisen wechselten sinnig und blüthenreich, wie Kränze aus Aehren und Feldblumen selbst. Cäcilie erhielt in der vierten Bitte ihre Solopartie, und wer beschreibt es, wie jedes Herz zum göttlichen Allvater im Himmel lauten Jubel emporathmete, jedes Aug' eine flüssige Perle des kindlich frommen Dankes unter der weichen Hülle nährte, als die metallreine Stimme des frommen, engelschönen Mädchens in einem unnachahmlichen Schmelz von Tönen also begann:

Der du in glänzend' Silberweiß
Die Lilien des Feldes kleidest,
Und Futter für den kleinen Kreis
Der Sperling' auf dem Dach bereitest!
Send' deines Segens Sonnenstrahl,
Allgüt'ger, über Berg und Thal!
Laß reifen die goldene Aehre,
Die purpurne Traube, des Baumes Last,
Daß freudigen Sinns bei des Mittags Rast
Dein Menschengeschlecht sich ernähre.

Halt' fern' von uns quälende Hungersnoth,
Gib, Vater, uns heut' das tägliche Brod.

Der schmal bemessene Raum dieser Blätter erlaubt keine fernere Beschreibung eines Festes, das zu den schönsten und rührendsten gehört, welches eine andächtige Christengemeinde je feiern sah, und die Perle der ganzen Tagesfestlichkeit hieß Fellner's Cäcilie. Als sie schneeweiß angezogen, und rein von Innen und Außen, wie die verklärte Tugend, an der Seite ihres würdigen Vaters zur Kirche herausschritt, da standen die Stadt- und Landleute in einer schauenden Doppelreihe da, und Alles hatte nur Augen für sie, und allgemein hieß es: „Sie ist so schön, als sie singt — sie ist ein wahrer Engel! Gottes Segen mit ihr und den Ihrigen!“ Nicht in der Luft verflogen die frommen Wünsche; schon nach wenigen Tagen, binnen welchen die erkenntlichen Stadt- und Dorfsbewohner den guten Fellner'schen, gerührt von ihrer ärmlichen häuslichen Verfassung, Mehl und Brod, und Baum- und Feldfrüchte in's Haus brachten, und inständig um Abnahme dieser schwachen Erkenntlichkeit baten, traf an den Chorregenten ein zweites Schriftpaket aus der Residenz ein. Es war von dem nämlichen Hofkapellmeister, enthielt die Solopartie aus einem: Herr Gott, dich loben wir! für unsere Cäcilie, die nach wenigen Tagen zum Vortrag derselben für die Vermählungsfeier einer königlichen Prinzessin in die Residenz abgeholt werden sollte. „Nun kann ich sagen:

Herr,

Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren!" so rief der fromme Chorregent aus, als er die ehrenvolle Ladung durchlesen hatte. Und wie er, falteten auch Frau Fellner und Cäcilie die Hände in einen frommen Knoten, und weinten still vor herzinniger Freude. Der Freudentag erschien; Cäcilie wurde von einer Kammerfrau in einer glänzenden Staatscarosse abgeholt; auch die Aeltern sollten mit; Vater Fellner aber war nicht von der Pflicht seiner kirchlichen Verrichtungen hinwegzubringen. Er segnete vor dem Hause, das von einer Menge Menschen umringt war, sein gutes Cilchen, bevor es in die prächtige Lederzelle einstieg. Cäcilie Fellner errang als kirchliche Sängerin den schönsten Triumph des herzenbezaubernden Gesangs. Die huldgekrönte königliche Braut verehrte ihr ein goldenes, reich mit Edelgesteinen besetztes Kreuz, der aus kaiserlichem Geschlecht stammende hohe Bräutigam fügte eine goldene Kette und eine lebenslängliche Leibrente von 300 Kaiserthalern für den abwesenden Vater an. Mit diesen schönen Ehreninsignien und Geschenken ist Cäcilie, die jungfräuliche Meisterin des Gesangs, so eben, wie ihr, meine lieben Kinder, hier auf dem Bildchen gar deutlich sehen könnt, in dem heimischen Stübchen bei den Ihrigen angelangt. Sie erklärt mit unnennbarem Entzücken Alles, was mit ihr in der Residenzstadt vorgegangen, ihren geliebten Aeltern, reicht dem Vater in der Geldrolle die kaiserliche Leibrente, zeigt der Mutter, die sich nicht satt daran schauen kann, das herrliche Kreuz und die goldene Kette, und nach-

dem man sich satt geplaudert, und in manches trauliche Wort ein Freudenthränchen eingewunden hat, tritt Chorregent Fellner an's Clavier, wählt in den Tasten herum, daß es einen lautschallenden Jubel gibt, und intonirt nachstehendes Jubellied:

Die Aeltern, denen ward ein gutes Kind,
Von Gott hienieden reich gesegnet sind.

Ein gutes, frommes Kind
Erquickt die Aeltern lind.
Es gleicht dem Palmenzweig
Am klaren Silberteich,
Der sanft auf Blum' und Gras
Träuft nieder frisches Naß,
Des Thaues kühle Last,
Die selbst er aufgefaßt.
Und wer den Palmenzweig
Am klaren Teiche schaut,
Der preis't denselben reich,
Und eine Thräne thaut
In hellem Segenshauch
Von seinem nassen Aug'.

Ich preise meinen Gott
Bei'm Früh = und Abendroth.
Gemacht hat er mich reich.
Als einen Palmenzweig
Gab Gott, der Herr, mir lind
Ein gutes, frommes Kind.

Dortchen, die gute Tochter.

Es war in dem verhängnißvollen, theuern Hungersjahre 1817, zu Anfang des Frühlings, als ein reicher Engländer im Cantone Appenzell den Grund zu einem weitschichtigen Schloß= und Fabrik=Gebäude anlegen ließ. Der Bauplan war auf Hunderttausende berechnet, und es gab in Zürch, wo der baulustige reiche Mann jenen Plan entwerfen, und den Kostenbetrag berechnen ließ, einige kaltherzige Geldspeculanten, die dem Engländer den Bau mißriethen, und ihn aufmerksam zu machen suchten, daß er um eine solche Last Geld 2 Schlösser und Fabriken ankaufen könnte. „Die stehen schon fix und fertig da, und Euere Herrlichkeit können einziehen, wenn Sie wollen, und haben auch nicht die mindeste Hemmung und Verdrießlichkeit zu befürchten, die das Bauwesen mit sich bringt.“ So sprachen diese menschlichen Geldwürmer; doch die engländische Herrlichkeit behauptete eine herrliche Gesinnung, und besaß ein freigebiges Herz, und erwiederte also: „Zwar hab' ich's nicht nothwendig, daß ich baue, aber die armen, verdienst= und brodlosen Leute wollen beschäftigt und genährt werden, und dazu hat Gott mir die irdischen Güter verliehen.“

Seht, Kinder! das war von unserm reichen und vornehmen Engländer gewiß recht schön gesprochen.

Vermögliche Leute sollen nämlich ihr erübrigtes Geld nicht sorgfältig in den Truhen verschlossen halten, oder es nur gegen schwere Procente ausleihen, sondern selbiges auf eigene Unternehmungen, wobei die Hände armer Leute beschäftigt, und dem Müssiggang und dem Mangel entzogen werden, als ein segenbringendes Umwälzungskapital anlegen.

Das Beginnen des weitschichtigen Bauwerks zog Menschen aus der Näh' und Ferne heran, um so mehr, als der Bauherr nicht nur alle Samstage pünktlich, sondern auch, weil damals die Lebensmittel sehr theuer waren, besser bezahlte, als es anderswo der Fall war.

Der dritte Samstag war gekommen. Der brave Engländer wollte die Fortschritte, die das Ausgraben des Grundes genommen, persönlich einsehen, und kam jetzt von dem Vororte Appenzell in einer prächtigen Kutsche angefahren. Er überblickte nicht nur oberflächlich, sondern prüfte und untersuchte auch Alles sehr genau. Als der einsichtsvolle Mann so eben die Stelle aufsuchen wollte, wohin man den Schutt, der ausgegraben wurde, abführte, begegnete er einem jungen Mädchen, das mit aller Anstrengung einen mit Erdreich beladenen Schubkarren vorwärts zu bringen suchte. Dem Engländer entging die Beobachtung nicht, daß die Ausgräber des Grundes dem Mädchen eine Last zugeladen hatten, die über die Kräfte des noch schwachen Körpers ging; er rief daher einen Arbeitsaufseher, und gab diesem den gemessenen Befehl, daß ein solcher Unfug in Zu-

kunft nimmer Platz greifen dürfe. „In der Schweiz,“ so äußerte der Britte, „darf es nur freie Menschen und keine Sclaven geben; zu solchen aber wird der Mensch herabgesetzt, dem man eine größere Arbeitsbürde auflastet, als er zu tragen fähig ist.“

Der gefühlvolle Mann ließ sich nun mit dem Mädchen in ein näheres Gespräch ein. Die etwa 13jährige Kleine war einfach, jedoch reinlich gekleidet, und setzte, als der reiche vornehme Mann eine Frage an sie stellte, den schweren Karren nieder, und gab unter einer artigen Verbeugung über das Auskunft, worüber sie der Bauherr fragte. Dieser bemerkte jetzt einige blutige Flecken an den beiden Handheben des abgesetzten Karrens. „Ei, sag' mir, liebes Kind,“ so fing jetzt der Engländer an, „wie kömmt's, daß dein Karren hier an den Endetheilen blutig ist? Hast du dich vielleicht in die Hand geschnitten?“

„Ach — nein — gnädiger Herr — ich habe — es ist“ — so sprach stotternd, ziemlich verlegen, das Mädchen, und zog jetzt seine beiden Hände an sich, und suchte die Ballen derselben unter der zeuchenen Schürze zu verbergen. Der Engländer wußte aber, woran er war, faßte die eine Hand des Mädchens an, besah sie an dem Ballen, und fand, daß dieselben rings mit bluttriefenden Klemmblattern übersäet waren. Das Mädchen erzitterte sichtlich, ein hohes Rosenroth überflog das schuldenreine Gesicht, die blauen Augensterne wurzelten am Boden. „Du armes Kind!“ begann der mitleidige reiche

Bauherr, „fürchte dich nicht, und trage ja nicht Sorge, daß ich dich deßwegen von der Arbeit entlasse, weil man dir so schwer aufgeladen hat, daß dir nun die Händchen bluten. Hast du's doch gehört, daß ich so eben zur Abstellung eines solchen Unrechts den Befehl gegeben. Aber sage mir, wie kömmt's, daß du dich einer solchen harten Arbeit unterziehest?"

„Für eine arme, kranke Mutter und für zwei jüngere Geschwister, die sich noch gar nichts verdienen können, darf einer dankbaren Tochter keine Arbeit zu schwer seyn." So lüftete jetzt unsere gute Kleine ihr sorgenbeschwertes Herz, und wischte sich mit der Schürze ein Thränchen aus dem himmelklaren Auge. Und sieh', auch dem guten Britten ward es weich um's Herz; der Anstand, die innige Weise und die engelreine Einfalt, mit welcher das Mädchen vor ihm dastand, und sich benahm, hatten ihn ungemein gerührt, und für das gute, fleißige Kind eingenommen. Er beschloß, das Nähere heute noch, und zwar sogleich zu erforschen. Das einsiedlerische Häuschen, wo Dortchen, so hieß das Mädchen, wohnte, lag nur ein Viertelstündchen von dem Bau entfernt. Dahin ging er nun. In das Stübchen eingetreten, fand der edle Mann Alles so, wie ihm Dortchen berichtet hatte, traf dessen Mutter auf dem Krankenlager, und zwei ärmlich gekleidete Kinder, die sich traulich an die ältere Schwester anschlangen, als diese jetzt der Mutter die Wassersuppe heranbrachte, worin statt der Brodbrocken, Kartoffelschnitte sich befanden. Der Engländer erfuhr, daß Mutter und

Tochter sich früher, bevor die theure Zeit eintrat, und viele Fabriken stockend machte, durch Spitzenklöppeln genährt hatten, und nur dann in häusliche Erarmung hinabgesunken waren, als jener Verdienst aufgehört hatte. Hier war schnelle Aufhülfe nöthig, sie war Menschenpflicht; das sah der Engländer ein, und ließ diese rettende Hülfe sowohl für jetzt, als auch für die Zukunft eintreten, indem er der armen, kranken Mutter eine volle Geldbörse in die Hand drückte, bei Dortchen aber mehrere Hundert Ellen der feinsten Spitzen bestellte. So wurde denn durch eine gute Tochter das Glück und der Wohlstand einer ganzen Menschenfamilie begründet.

Den Aeltern beizustehen,
Zu lindern ihre Wehen,
Das ist der Kinder Pflicht.
O Kinder! scheuet nicht
Die schwerste Arbeit, wird es nöthig,
Hierdurch den Aeltern beizuspringen.
Seyd stets zu jeder Hülf' erbötig;
Um euer Haupt wird sanft sich schwingen
Der Segen dann, den laut der Mund
Der tiefgerührten Aeltern spricht.
Mit diesem Segen steht im Bund
Des Menschenheiles Rosenlicht.

Edmund.

Es gab vor noch wenigen Jahren eine Zeit, wo fast in allen Ländern der böse, verderbliche Geist des Volksaufstandes spuckte und tobte. Auch in Italien brachen die deutlichen Spuren einer solchen Volksgährung aus, und die Regenten sahen ein, daß es volle Zeit sey, dem überhandnehmenden Unwesen, das alle Ordnung über den Haufen stürzen wollte, mit bewaffneter Kraft zu steuern.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Dieß traf nun in der Stadt Mailand ein. Der dort angezettelte Aufstand war von den niedrigsten Volksclassen ausgegangen; reiche und angesehene Familien standen jedoch im Hintergrunde. Man packte sie nach und nach bei den Köpfen, und lieferte die Haupträdelführer in die rückwärts liegenden Landesvestungen ab.

Dieses war eines Abends auch dem geheimen Secretär von D..r geschehen, und die ganze Stadt wunderte sich darüber. Man wußte nämlich, daß dieser Beamte von jeher sich heftig wider Alles erklärt, thätig dem entgegen gearbeitet hatte, was auch nur den geringsten Anschein trug, die bestehende Ordnung der Dinge umzukehren. „Ist's möglich, daß ein Mensch die Verstellung so weit treiben kann?“ so fragte dieser. „Man hat ja staatsverrätherische

Edmund.

Ferdinand.

Papiere mit der eigenhändigen Unterschrift des Secretärs in seinem Pulte gefunden," erklärte der Andere. „Auch weiß man, daß er von Schuldnern drangsalirt wurde, die seine verstorbene Frau, die eine starke Spielerin war, ihm an den Hals gesetzt hat. Der Secretär ließ ihr zu viel hingehen;" so meinte der Dritte. „Zu dem ist er ein Ausländer, der sich bei uns eingenistet, und es mit keiner Partei redlich gemeint hat," fiel der Vierte, und ihm beistimmend der Fünfte in's Wort.

So sprachen und meinten die Mailänder, Herr v. D..r aber ergab sich mit einer ruhigen Fassung in sein hartes, und wie wir später hören werden, unverdientes Schicksal. Augenscheinliche Beweise lagen wider ihn da; er läugnete ein- wie allemal, den verbrecherischen Inhalt der, bei ihm vorgefundenen, Schriften je durchgelesen, gestand aber unumwunden ein, sie unterschrieben zu haben. Der Vorstand des Untersuchungsgerichts entschied für lebenslängliche Vestungsstrafe, und dahin wurde der Geheimsecretär nun abgeführt.

Herr v. D..r hatte ein einziges Kind, einen Sohn, der bereits auf der hohen Bauschule zu Padua studirte. Der Jüngling machte dort ausgezeichnete Fortschritte, und berechtigte den Vater zu den schönsten Hoffnungen. „Ach Gott! mein guter Edmund! wie sehr dauert's mich um den braven Jungen! Noch 2 Jährchen, und er würde als Baukünstler absolvirt, und die Vermögenheit erlangt haben, seinen arm gebliebenen Vater im Alter einst zu stü-

tzen. Das ist nun auch vorbei. Was man mir auf der Vestung reicht, langt kaum zur dürftigsten Fristung eines einzelnen Lebens hin."

So seufzte der bereits grauköpfige Mann, als er in die Kutsche einstieg, die ihn unter einer militärischen Begleitung in die ferngelegene Landesvestung hinbringen sollte.

Bei solchen Ablieferungen geht es gewöhnlich langsam zu, und so geschah es auch, daß mehrere Wochen vergingen, bis Herr v. D..r an den Außenverschanzungen der Bergvestung R.... anlangte. Wie aber erstaunte der gute Mann, als aus einem tiefen Walle, worin Sträflinge unter der Aufsicht von Bauverständigen arbeiteten, auf einmal ein schöner, junger Mann hervorsprang, dem Kutscher einen Wink gab, daß er halten möchte, hierauf rasch den Schlag öffnete, und mit den lauten Worten: „Vater — mein Vater!" und mit der traulichsten Innigkeit sich unserm Secretär entgegenneigte! Dieser glaubte kaum, seinen eigenen Augen trauen zu dürfen, daß der, von dem er also angerufen und bewillkommt wurde, wirklich Edmund von D..r, daß es sein Edmund, daß es leib- und lebhaft sein geliebter Sohn sey. Es war denn aber doch so. Der brave Jüngling, der gute Sohn setzte es nun seinem Vater auseinander, daß er durch die Verwendung seines Studienvorstandes auf der Vestung dahier nährende Beschäftigung im practischen Baufache, und zugleich die erfreuliche Gelegenheit gefunden habe, um seinen hochgeliebten Vater seyn zu können. „Wir wohnen und

schlafen bei einander, und von nun an trennt mich nichts mehr von Ihnen, edler, theurer Vater. Daß Sie unschuldig sind, bin ich so sehr überzeugt, als daß es eine göttliche Vorsicht gibt, die das Bubenstück einst entschleiern wird, das Ihre Feinde Ihnen gespielt haben. Ich habe hier reichlichen Verdienst, unterrichte in den Nebenstunden, die mir mein Berufsgeschäft übrig läßt, die Kinder des Gouverneurs, und so kann und wird es uns nicht an solchen Lebensgemächlichkeiten fehlen, an die Sie vorerst am meisten gewöhnt sind. Auch treffen Sie an Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur und dessen erhabenen Gemahlin eine edle, menschenfreundliche Familie, die Ihnen Ihr unverdientes Schicksal, so viel, als es thunlich ist, zu erleichtern suchen wird."

So sprach Edmund, der gute Sohn, und drückte den thränenbenetzten Kuß der kindlichen Liebe auf die sanft erfaßte Hand des theuern Vaters, der vor namenloser Rührung kein Wort zu sprechen vermochte, sondern nur mit einer stummen Thräne im Aug' auf seinen Edmund dahinblickte, der getrieben von kindlicher Liebe, ihm auf die Vestung vorangeeilt, der da des vesten Willens war, allen Freuden des blühenden Lebens zu entsagen, und das Loos der Gefangenschaft mit dem hiezu verurtheilten Vater zu theilen. Wer das sah und hörte, blieb nicht ungerührt. An der Seite des Vaters im vergitterten Aufenthaltsorte desselben angekommen, konnte Nichts unsern Edmund abhalten, hieher aus einem gemächlich eingerichteten Zimmer seine Schlafstätte und klei-

ne Bibliothek zu übersetzen. Jede Stunde des Tages und Abends, die er dem Bau- und Unterrichts-Geschäfte entübrigte, gehörte dem geliebten Vater an. Ihn zu erheitern, ihn sorgenfrei zu stellen, bot der brave Sohn zwei volle Jahre hindurch Alles auf. Da trat die gerecht entscheidende göttliche Vorsicht auf einmal in's entwirrende Mittel. Der Kronprinz des Landes besichtigte den Vestungsbau, und fand bei dieser Gelegenheit alle Ursache, mit jenem Theile der Bevestigungsanstalten, den unser Edmund leitete, zufrieden zu seyn. Der leutselige Regentensohn erkundigte sich um das Schicksal dieses talentvollen Baukünstlers. Der anwesende Gouverneur gab Aufschluß, und als dieser das traurige Geschick des staatsgefangenen Geheimsecretärs von D..r zu berühren anhub, da konnte Edmund sich unmöglich länger enthalten, für die listig angeschwärzte, und in's Verbrechen hineingewickelte Unschuld seines ehrwürdigen Vaters zu sprechen. Thränen entkollerten den Augen des jungen Mannes, als er seine feurige Vertheidigung mit der Betheuerung schloß: „Allerdurchlauchtiger Prinz! so gewiß, als es einen Alles durchschauenden göttlichen Richter über jenen Sternen gibt, so sicher ist mein Vater an dem unschuldig, was man ihm aufgebürdet hat.“

„Er ist es auch — ich kann — ich will's — ich muß es nun von mir geben, und wenn es mir das Leben kosten sollte. So viele kindliche Liebe hat mein, von einer Eisrinde umkrustetes Verbrechenherz aufgethaut. Ich war's, der, von dem Grafen

B....i bestochen, als Kanzleidiener dem Geheim-secretär von D...r solche Papiere austauschte, die derselbe Vormittags durchlesen, und Nachmittags ungesehen zu unterschreiben hatte. Der nämliche Canzelist, der die erstern geschrieben, schrieb auch jene, die staatsverbrecherische Absichten enthielten. Der Schreiber war mit dem Grafen und mit mir gleichfalls verstanden, und die zweite Papier-Vorlage so täuschend der ersten ähnlich, daß der Geheimsecretär sie nicht entdecken, und weiter nichts, als in die listig gelegte Falle gerathen konnte. Die von ihm unterschriebenen Papiere in sein Pult zu bringen, war ein Spielwerk, worauf sogleich die Anzeige und Untersuchung eingeleitet wurde."

So sprach, so gestand ein Sträfling, der aus der Reihe der Uebrigen sich vorgemacht, und jetzt zu den Füßen des Kronprinzen eine knieende Stellung angenommen hatte. Alle Anwesenden ergriff Verwunderung, und Mancher schauderte sichtlich, als er das verdrehte Bubenstück vernahm, womit man den edelsten Staatsdiener deßwegen zu verderben gesucht hatte, weil er für die gerechte Sache seines Monarchen pflichtmäßig zu wirken bemüht gewesen war. Der Kronprinz setzte augenblicklich den unschuldigen Geheimsecretär in Freiheit, dessen edlem Sohne aber verehrte der freigebige Fürstensohn eine prächtige Tabatiere.

Bevor Herr von D..r seine gitterumfangene Wohnstätte verließ, segnete er, wie das Bildchen hier zeigt, in der Nähe eines errichteten Crucifix-

bildes, seinen geliebten Edmund, und sprach mit hellen Segensthränen in den Augen jene Verse, die der fromme Vater bald darauf in das Stammbuch des guten Sohnes einschrieb:

Du hast dich in mein Leid getheilt,
Hast meines Herzens Weh' geheilt.
Die Gottheit dieses Alles sah,
Ihr Segen ist und bleibt dir nah'.

Ferdinand, der dankbare Schüler.

Das Treffen bei Lützen wurde in dem merkwürdigen Befreiungsjahre 1813 zwischen den Franzosen und Preußen mit einer ausharrenden Erbitterung, und mit abwechselndem Kriegsglücke geschlagen. Dreimal nahmen die tapfern Preußen den mit Kanonen umstellten Ort Groß-Görschen, mußten jedoch eben so oft wieder denselben den Franzosen ablassen, die ihre Hauptmacht hieher gezogen, und Alles in Anspruch genommen hatten, diese vortheilhafte Stellung zu behaupten. Zuletzt siegte jedoch die ausharrende Tapferkeit der Deutschen über alle Ueberlegenheit und Kriegslist der ausländischen Waffenträger. Von ihren tapfern Abtheilungs-Commandanten angeführt, stürmten die Preußen zum vierten Male den Ort Groß-Görschen,

trieben mit gefälltem Bajonette und mit dem lautschallenden Rufe: „Hurrah!“ die feindliche Abtheilung in die Flucht, und von diesem sieggekrönten Augenblick an war keine irdische Macht mehr vermögend, den Heldensöhnen des tapfern Brennus *) einen militärischen Haltpunct zu nehmen, von dessen Behauptung wichtige Vortheile abhingen.

Die ländliche Umgegend um Lützen und Groß-Görschen wurde der Verwüstung, und vielfach der einäschernden Flamme preisgegeben. Beides traf auch ein Dörfchen, worin der schon 67jährige Lehrer Reinhard wohnte, und durch langjährige Ersparnisse es zu einem eigenen Feldgütchen gebracht hatte. Die neugeworbenen Soldaten, welche Napoleon mit dem Verstärkungsheere aus Frankreich heranführte, übten zügellos alle Frevelthaten des rauhen Kriegsunwesens aus. Dem ehrwürdigen Jugendbildner wurde nicht nur alle Baarschaft und Speisevorrath abgenommen, sondern sogar zuletzt, als die Franzosen zum dritten Male weichen mußten, Haus und Scheuer über dem Kopfe angezündet. Einige Bett- und Kleidungsstücke, und etwa ein Schock Bücher waren rein Alles, was der gute Mann in

*) Brennus (zu Deutsch Oberhaupt) wird einer Sage zufolge, die namhaften Grund gewinnt, als der Stifter jener einst so zahlreichen Nation angenommen, welche den slavischen Namen: „die Preußen,“ führte.
A. d. V.

der Eile retten, und in den Keller hinabschaffen konnte. Hier saß der Ausgeplünderte und Abgebrannte, an der Seite seiner Gattin, auf dem feuchten Sandboden. Kinder! es thut wehe, wenn der Mensch auf einmal und ohne eigene Schuld von einer gewissen Stufe des Wohlstandes in Armuth und Entblößung hinabgesunken ist. Die gute, alternde Schullehrersgattin ließ in dieser niederbeugenden Lebenslage ihren Thränen freien Lauf, und Reinhard hatte vollauf zu thun, sie etwas zu beruhigen. „Gott kann und wird uns schon wieder zu Etwas helfen!" sprach der fromme, standhafte Mann. „Laß uns jetzt nur froh seyn, daß wir allein in der Armuth und Noth dastehen, und keine Kinder haben."

Der Mann hatte dieses kaum ausgesprochen, als der Erdboden oben von erschütterndem Waffengerassel und Pferdegetrab erbebte. Reinhard mühte sich, das Kellerfenster zu erklimmen, und von hier die Aussicht auf die Fahrstraße zu gewinnen, welche durch das Dörfchen führt. Die Lehrerin zitterte, inzwischen wie ein Espenlaub, und brach in ein hörbares Schluchzen aus. „Sei still, Mutter!" rief Reinhard von dem Kellerfenster herab, „wir haben ja nichts mehr, was uns genommen werden kann. Zu dem — seh' ich auch recht? Ja, es ist so! Preußen sind's, die anrücken, leichtes Feldgeschütz und lauter Husaren. Schöne Leute! das muß man sagen; die werden dem französischen Raubgesindel, das uns ausgeplündert, und Haus und Scheuer abgebrannt hat, das Kraut schon einbrennen. Nun kön=

können wir alle Furcht und Sorgen ablegen. Der edle Preußenkönig und sein graubärtiger Marschall Vorwärts halten löbliche Mannszucht; das darfst du glauben."

Der Schullehrer hatte seiner ganz verzagten Ehehälfte kaum noch diesen Rapport zugebracht, als es auch schon auf den steinernen Kellertreppen draußen von lautem Säbelgerassel und Sporngeklirre wiederhallte. Reinhard klimmte unverweilt von seinem eingenommenen Beobachtungsposten nieder, und sieh' da, jetzt ging die Kellerthüre auf, und jach schritt oder stürzte vielmehr ein schöner hochstämmiger Husar herein, dessen silbernes Degenband und gleichfarbige Uniformschnüre die Kriegswürde eines Officiers beurkundeten. Der junge Mann riß sich mit einer Hastigkeit dem Lehrer Reinhard entgegen und umschlang denselben, ohne Anfangs auch nur einen Laut von sich zu geben, so vest mit beiden ausgebreiteten Armen, daß Reinhard gleich selbst nicht wußte, worauf es denn eigentlich angesehen sey, und dessen Ehehälfte einen lauten Schrei des Entsetzens ausstieß. „Fürchten Sie nichts," fing jetzt der preußische Krieger an, „ich komme ja nur, Sie zu sehen, zu begrüßen, Ihnen zu danken und etwas zu übergeben, was mir jetzt entbehrlich wird. Kennen Sie mich denn nicht mehr? Freilich, es sind schon 9 Jahre her, seit wir uns nicht mehr gesehen und gesprochen haben. Ich bin der Jägerssohn Ferdinand Helming, von hier gebürtig, wie Sie wissen, bin zu Ihnen fünf Jahre in die Schule gegangen, und Sie haben mir, der ich schon im zehnten Lebensjahre weder Vater noch Mutter

mehr hatte, viel Gutes erwiesen. Dieß hab' ich nie vergessen. Wir sind zum Einhauen in die feindliche Infanterie hergerichtet, die vor dem Dörfchen draußen hält. Wenige Minuten noch, und es gilt auf Tod und Leben. Diese Geldbörse, was darin ist, weiß ich nicht, — und diese Uhr hab' ich vor einem Stündchen einem französischen Officier abgenommen, dem diese Klinge da einen Reisepaß in das Reich der Todten vorschrieb. Ich kann für jetzt den Plunder nicht brauchen. Nehmen und bewahren Sie ihn. Komm' ich davon, so theilen wir uns darein, wo nicht, so gehört Alles, Alles Ihnen; nur sehen Sie dann, daß Sie meinen Leichnam auffinden und an der Seite meiner guten Aeltern im heimischen Friedhofe hier beerdigen können. Das allein beding' ich mir, und nun leben Sie wohl! Mich ruft es fort — in's Schlacht=, in's Todtenfeld!"

So sprach der junge schöne Krieger, umarmte Herrn Reinhard und hierauf dessen Gattin noch einmal, drückte Ersterem die volle Geldbörse, Letzterer die Uhr in die Hand, und fort ging's schnell und hastig die Kellertreppe hinauf, bevor noch die Schulmeisterischen von Befremdung und Erstaunen ein Wort für oder entgegen sagen konnten.

„Ein geschickter braver Junge, der Ferdinand!" so rief jetzt Reinhard aus. „Und stets höflich und dankbar und brav, wie es Vater und Mutter seligen Angedenkens waren," fiel die Lehrerin ein. „Laß uns im Stillen für den wackern Vaterlandsvertheidiger beten!" ermahnte Reinhard. Solches geschah,

und fürchterlich brüllten jetzt die Donnerschlünde der begonnenen Schlacht, die Handgewehre knackten darein, die Trompeten dröhnten, die Trommeln wirbelten. Stundenlang währte der grause Hader auf Leben und Tod; endlich zog das Treffen sich seitwärts; die preußische Tapferkeit hatte hier die wichtige Stellung sich angeeignet. Lehrer Reinhard hielt es nun für eine heilige Pflicht, auf dem vom Feinde geräumten Schlachtfeld Erkundigungen um seinen einstigen Schüler einzuziehen, und er bezog die traurigste, die ihm nur werden konnte. Ein Militärarzt führte ihn an die Waldspitze, und hier lag Husarenlieutenant Ferdinand Helwing im schönen Kriegsgewande da, bedeckt noch von einem Strome Herzblut. Der deutsche Held hatte rühmlich vollendet. Lehrer Reinhard reinigte eigenhändig den Leichnam, und sorgte, daß er auf den heimischen Friedhof gebracht und des andern Tages beerdigt wurde. Manche Thräne träufelte in das Grab, das die irdischen Ueberreste eines Eingebornen umhüllte, der zu den edelsten Jünglingen des Landes gehörte. Lehrer Reinhard benützte die ihm behändigt wordene reiche Baarschaft zu dem, wozu die Absicht eines dankbaren Schülers selbige bestimmt hatte, ließ aber bald darauf dem braven, rühmlich gefallenen Krieger Preußens ein schönes Grabmal errichten.

Was dein zweiter Vater,
Bildner dir und Rather,
Was der Jugendlehrer dir gethan,
Sollst du tragen im Gemüthe,
Und des Dankes sanfte Blüthe
Seinem Leben reihen an.

Gabriele, das höfliche Mädchen.

Gabriele von St . . . y war die einzige Tochter eines deutschen Stabsofficiers, die ihre Mutter nur aus einem Portraitbilde kannte, das der Vater in seinem Schlafzimmer als ein wahres Heiligthum der treuen Liebe bewahrte. Gabrielens Vater gehörte, als seine Gattin starb, noch zu den blühendsten und schönsten Männern der Residenzstadt, und es fehlte daher nicht, daß man ihm, bevor noch die Trauerzeit hinüber, und der schwarze Flor vom Aermel des feinen Militärkleides abgenommen war, die annehmbarsten Heirathspartien antrug. Der Major blickte als zärtlicher Vater auf den kleinen Engel, den seine gleichnamige Gemahlin ihm zurückgelassen hatte. Trug dieses holde Mädchen, welches damals erst vier Lebens-Frühlinge zählte, doch in Allem so ganz das sanfte, herzeinnehmende Bild der seligen Mutter, so daß der gute, zärtliche Vater sich unmöglich entschließen konnte, das heißgeliebte Kind jetzt oder später den Launen einer mißmuthigen Stiefmutter zu überliefern. Indessen sah der Officier es nur zu sehr ein, daß für die Erziehung und nöthige Ausbildung seines holden Töchterchens bei Zeiten gesorgt werden müsse, und daß so Etwas am zweckmäßigsten durch eine zarte weibliche Hand geschehen könne. Auch murmelte man damals schon, daß es

Gabriele.

Heinrich.

Krieg geben würde. Käme es dazu, wo sollte der Vater auf einmal mit der Kleinen hin? Herr von St... y blieb wochenlang unschlüßig, wohin er sich mit seinem Gabrielchen wenden sollte, und in welchem der ihm bekannten Häuser die Kleine am besten aufgehoben seyn würde. Schon war er Willens, das Kind in Kost und Erziehung zu einer Rathswittwe zu geben, die er als eine weitläufige Anverwandte kannte. Diese hatte nebstdem ein Töchterchen, das nur um ein Jahr älter, als Gabrielchen, war; da hielt ihn auf einmal eine gewisse Bedenklichkeit davon ab. Der Major bemerkte nämlich, daß die Frau Räthin sich manchmal etwas hochfahrend gegen Bürgersleute, und sogar unmanierlich gegen ihre Küchenmagd betrug, die doch, im Grunde genommen, ein seelengutes Mädchen war. „Da bewahre mich Gott davor, daß ich mein Kind solchen Händen anvertraue. Wo Hochmuth vorherrscht und artige Sitte mangelt, da kann es unmöglich eine gute Kinder-Erziehung geben.“ So dachte der biedere, welterfahrene Mann, und er mochte wohl nicht Unrecht haben.

Wenn man sich über Dieses oder Jenes, was man vorhat, oft unschlüßig die Gehirnshaut zerreibt, fügt es ein einziger glücklicher Zufall, ja manchmal sogar ein unbedeutendes Ereigniß, daß man schnell mit sich einig wird, und hastig zugreift. Solches widerfuhr unserm Major. Ein Stündchen von der Residenzstadt lag ein kleines ländliches Anwesen, welches einem Bildhauer gehörte, der mit seiner Familie aus dem großstädtischen Getümmel sich hieher zu-

rückzog, und im Stillen ganz dem Betrieb seiner Kunst und den Seinigen lebte. Der Mann hatte manche Verschönerung um sein Haus herum, und hie und da sogar für Fußwandelnde unter dem Schatten von Hecken eine Ruhebank angebracht. Hieher war der Major eines Abends gekommen, und beschloß für einige Minuten auszuruhen. Er schritt auf eine grünbelaubte Hecke los, die hinter ihrem Rücken eine grüne Rasenbank barg. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von denen wohl keines noch über 5 Jahre alt war, saßen auf der weichen Bank, und machten sich mit dem Spielzeug zu thun, das hier ausgebreitet vor ihnen da lag. Sie waren so emsig in ihr Spiel vertieft, daß sie den nicht bemerkten, der hinter ihrem Rücken stand, und eine Zeit lang, und zwar nicht ohne inniges Vergnügen, dem friedlichen Kinderspiele zusah. Man sagt: Nicht nur der erwachsene Mensch, sondern sogar schon das Kind entfaltet seine vorherrschende Neigung und Leidenschaft im Spiele. Unser Major hielt sehr viel auf diesen Spruch, und fügte hieran wohl noch ein zweites Sprüchlein, das also lautet: „Wie Kinder sich im Spiele benehmen, äußern sie sich auch im sonstigen Umgange.“ Das friedliche Spiel der Kinder stimmte unsern Krieger, wie gesagt, ungemein günstig für die Kleinen. „Es sind gute, liebenswürdige Dingerchen!“ dachte er, „und es wäre Schade, wenn du sie in ihrer schuldenreinen Spiellust stören oder unterbrechen würdest.“ Der Major wollte sich nun wieder von der Hecke zurück-

ziehen, als der Knabe den fremden Herrn gewahrte, und hievon sogleich seine kleine Spielgefährtin in Kenntniß setzte. Alsbald erhoben sich die beiden Kinder, räumten ihren ganzen Spielkram so auf die Seite, daß für einen, der da Platz fassen wollte, mehr als hinlänglicher Raum ward, und gingen mit höflicher Zuvorkommenheit dem Herrn Major entgegen. Dieser verstand, was die guten Kinder ihm anbieten wollten, und reichte den Ankommenden lieb- und huldvoll die rechte Hand entgegen. Sogleich drückten die artigen Kleinen den Kuß der Ehrfurcht auf die sanft erfaßte Rechte des Officiers, und der Knabe unternahm es nun, denselben mit einigen naiven Worten zu bitten, daß der gnädige Herr die Güte haben wolle, sich etwas auf der Rasenbank niederzulassen. „Wenn ihr wieder zu spielen anfangen wollt, liebe Kinder, so will ich mich wohl etwas bei euch niederlassen.“ So der Major. „Das würde sich in Ihrer Gegenwart nicht wohl schicken,“ begann das Mädchen jetzt, und lächelte sanft. „Wer hat dir denn gesagt, daß sich dieses nicht schicken würde?“ fragte der Stabsofficier. „I — Vater und Mutter sagen uns so Etwas immer, und zeigen es mir und dem Carl selbst, wie man sich benehmen und aufführen muß, wenn Fremde da sind, damit es heißt: Das sind artige Leute.“ — „Euer Vater, eure Mutter — wo sind sie? ich möchte wohl das Vergnügen haben, die glücklichen Aeltern zu sehen, die solche artige Kinder haben, wie ihr seyd,“ wünschte Herr von St . . . y. „Ich will sie herabholen,“ rief der

kleine Carl, und wollte stracks fort, da aber nahm der Major ihn bei der Hand, reichte die andere Hand dem niedlichen Schwesterchen, und sprach lächelnd: „Bleib', lieber Carl! das Herabholen deiner lieben Aeltern möchte sich wohl auch nicht recht schicken, und ich will mich lieber von euch bei ihnen einführen lassen, wenn ihr ja Nichts dawider habt." — „O nein! gewiß nicht!" jubelten die herzigen Kinder, „im Gegentheil — den Vater und die Mutter wird's freuen, wenn Sie uns die Ehre erweisen, und bei uns einkehren."

Der Major trat an der Hand der Kleinen in's Haus. Aller Orten blickten wohl nicht Pracht und Aufwand, jedoch gesunder Geschmack und einladende Reinlichkeit den Eingetretenen an. Als man die Stiege erklimmt hatte, hüpfte Carl voran, öffnete die Zimmerthüre, und trat dann ehrerbietig hinter dem fremden Herrn zurück. Der Bildhauer und dessen Gattin empfingen jetzt mit zuvorkommender Artigkeit den Eintretenden an der Thüre. Das helle, geschmackvoll eingerichtete Zimmer wieß in der rechten Ecke den Werkzeug des Künstlers, links aber in der Nähe des Tisches ein zierlich geschnitztes Spinnrad. Der Major entschuldigte die genommene Freiheit, und machte es sich vor allen Dingen zum unabläßlichen Bedingniß, daß er sich nur dann das Vergnügen nehmen würde, länger zu bleiben, wenn der Herr und die Frau des Hauses sich nicht in ihrer häuslichen Beschäftigung stören lassen würden. Beide sagten dieses unbedenklich zu, und Herr von

St . . . y nahm den ihm angebotenen Sitz und eine kleine Erfrischung an, womit nach einem früher von der Mutter erhaltenen Winke das artige Töchterchen seine naive Aufwartung machte. Herr Elsner, so hieß der Bildhauer, fuhr in der Arbeit an einem Bilderrahmen fort; Madame Elsner aber setzte sich an's Spinnrad. Man kam vorerst auf das Landleben, und darnach auf Kinder-Unterricht und Erziehung zu sprechen. Der Major fand alle Veranlassung, die richtigen und geläuterten Einsichten und Erfahrungen zu bewundern, die Herr und Frau Elsner über diesen wichtigen Gegenstand zu entfalten wußten. „Hier bist du am rechten Orte!“ dachte Herr von St . . . y, und rückte nun mit seinem Vorsatze in jener geraden Sprache hervor, die den ächten deutschen Mann eben so schnell als richtig charakterisirt. Die Elsnerischen zeigten sich nicht abgeneigt; das Ganze war, bevor ein Stündchen verfloß, in's Reine gebracht, und Gabrielchen schon des andern Tages bei den Elsnerischen und ihren Kindern auf dem Lande.

Bald darauf brach der Krieg aus; Herr von St . . . y mußte Abschied von seinem Gabrielchen und der guten Elsnerischen Familie nehmen; ihm wässerte es zwar etwas unter den Augenwimpern, doch er beruhigte sich, weil er sein Kind in guten Händen wußte.

Der Krieg dauerte länger, als man Anfangs geglaubt hatte; Feldzug folgte auf Feldzug, Länderbesetzung auf Länderbesetzung. Volle 7 Jahre verflos-

sen, bis Herr von St . . . y, zwar in der erreichten Würde eines Obersten, jedoch mit einem strupirten Arme, zurückkam. Er kam in den Pensionsstand, und zog in's Ländliche zu seinem Gabriel'chen und zu den guten Elsnerischen. Erstere war inzwischen ein bildschönes Mädchen geworden, und was an ihr sich als das Schönste und Einnehmendste zeigte, war die geistige Bildung und die artige Sittlichkeit, wodurch sich die nun eilfjährige Jungfrau so vortheilhaft und zur reinsten Freude ihres würdigen Vaters hervorthat. Dieser baute sich in der Nähe der Elsnerischen Behausung ein schönes Schlößchen, und legte rings herum einen äußerst reizenden Garten an. Da gab es nun manchen neugierigen Besuch aus der nahen Residenzstadt, und eines Abends erschien denn auch mit ihrem 14jährigen Töchterchen die Frau Räthin. Hintend'rein folgte, mit Regenmänteln bepackt, die Küchen- und Hausmagd. Der Oberst nahm seine Anverwandte mit herzlicher Freude auf, und Gabriele ließ es sich nach allen Kräften angelegen seyn, ihr liebes Bäschen angenehm zu unterhalten, und ihm alle Anlagen des weitschichtigen Gartens zu zeigen, und zu erklären. Fräulein Arabelle schien jedoch hieran wenig Vergnügen zu finden, und sprach nur immer von den Herrlichkeiten des Stadtlebens, von Theatern, Bällen, Resourcen u. s. w. — Unsere glücklichen Landkinder widersprachen zwar dem großstädtischen Fräulein nicht, weil so etwas in ihren Augen eine Unartigkeit verrathen haben würde; doch konnten sie sich auch nicht

gestehen, daß ein solches Gespräch für sie einen Reiz hätte. Der Abend brach ein, die Frau Räthin schickte aus dem nahen Bosket, wo sie an der Seite des Obersten eine Schaale Thee zu sich nahm, dem Töchterchen die Magd mit dem Mantel, den Auftrag anfügend, das Fräulein anzukleiden, weil es nach Hause gehe. Das gutmüthige Geschöpf suchte jetzt, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, Arabelle aber fand, als die Magd ihr den Mantel umhing, nicht sogleich den einen Aermel, und ward hierüber so unwillig, daß sie mit dem Füßchen stampfte, wie ein roher Cürassier, und die hierüber betroffene Magd ein- über das andere Mal ein ungeschicktes Bauernvieh schalt. Gabriel'chen half bei, und suchte die arme Magd zu trösten, die in ein hörbares Schluchzen ausbrach. Fräulein Arabell'chen schimpfte nun noch ärger; da konnte die zartfühlende Tochter unsers hochverdienten Stabsofficiers sich nicht länger in dem bisher behaupteten Gleichmuth erhalten, und glaubte, daß es Zeit sey, dem unartigen Stadtbäschen eine sanft zurechtweisende Lection zu geben: „Fi!" sprach Gabriele, „das gefällt mir nicht, wenn man es bei Ihnen so in der Stadt treiben darf. Bei uns würde so etwas scharf geahndet werden. Wir dürften uns nicht unterstehen, einen Dienstboten so zu mißhandeln, sondern müssen sogar, wenn wir etwas haben wollen, darum bitten. Nicht wahr, Milchen? Nicht wahr, Carl?"

„Ja wohl! und es ist auch so recht!" fielen die Elsnerischen Kinder ein.

„Bitten? das ginge mir noch ab!“ begann das Stadtfräulein schnippisch; „für was ist denn das niedrige Gesind auf der Welt, als daß es uns Herrschaften überall zu Diensten steht, und sich hudeln und pudeln läßt, bis man es dahin bringt, daß es eine gewisse Art und Geschicklichkeit erlangt, uns gehörig zu bedienen?“

„Nein, Fräulein Bäschen,“ so hub nun im ernsten Tone der vortretende Oberst an. „Dazu, wie Sie irrig oder wohl stolz glauben, ist der Dienstbote nicht auf der Welt da. Unsere Kinder müssen ihn bitten, wenn sie etwas haben wollen, und wenn ein Kind zu dem Diener oder zu der Dienerin sagt: Sey Sie so gut, und thue Sie mir Dieß oder Jenes, so wissen sie es im Voraus, daß es gern und gut gethan wird; denn nur, was man in Güte und aus Gefälligkeit thut, wird bald und wohl gethan, und zieht das Herz zur fortwährenden Gefälligkeit an. Zu strenger Befehl aber, oder wohl gar rohe Schimpfworte kränken entweder das Herz des Dienenden, oder regen es zur Bitterkeit und zu einem widerspenstigen Betragen auf, was nie gute Folgen hervorbringt. Merken Sie sich das, liebes Bäschen!“

Alles dieses hörte nicht nur das unartige Stadtfräulein, sondern auch die Frau Mama sehr wohl, und zwar stillschweigend an. Ob jedoch diese verdiente Rüge Beiden heilsam wurde, müssen wir fast bezweifeln, weil die Frau Räthin mit ihrem ziemlich unartigen Töchterchen sogleich aufbrach, Beide

ein ziemlich kaltes „Gute Nacht“ — als Abschieds-compliment von sich gaben, und seitdem nimmer zu einem Besuche bei dem Obersten und bei Gabrielen sich einfanden. Jener aber umarmte und küßte, wie das Bildchen zeigt, sein artiges Kind, und brachte die schönen Höflichkeitsreime in Erwähnung:

Es bleib' Gesetz
Dir, liebes Kind!
Sey artig stets,
Behandle lind,
Und gütig Jene selbst, die dienend dir beispringen,
Und du wirst ihren Dank und Menschengunst erringen.

Heinrich, der großmüthige Knabe.

Vater Roderich, der Eigenthümer eines Landgütchens, hatte 4 Söhne, von denen der älteste 15, der jüngste aber erst 9 Jahre alt war. Dieser, sowie die andern 2 Brüder, wurden pünktlich zur Schule angehalten; Albert jedoch besorgte bereits, als der älteste Sohn, einen Theil des feldwirthlichen Geschäfts, und half nicht nur hier, sondern auch dann dem guten Vater bei, wenn derselbe die aus der Schule gekommenen Kinder in den Lehrgegen-

ständen vornahm, und ihnen wohl auch eigene Aufgaben im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Religionslehre, Vaterlands- und Naturgeschichte und in der Erdkunde fertigen ließ.

Wenn Aeltern sich so etwas angelegen seyn lassen, dann ist es für Kinder eine unerläßige Pflicht, daß sie recht aufmerken, und die ihnen gemachten Aufgaben gern und zur pünktlichen Zeit entledigen. Roderich's Kinder thaten solches, und der Vater ließ es nicht an Ermunterungen fehlen, und fügte manchmal sogar nützliche Belohnungen an.

Alle Samstage Abends wurde in einer Gartenlaube das sogenannte Gewissens-Examen vorgenommen. Dieses bestand darin, daß die Söhne dem Vater und dem Albert sagen mußten, was sie die ganze Woche hindurch Gutes gethan, und wie sie allenfalls auch einen Theil des Geldes angewendet hatten, das ihnen der Vater hin und wieder, wenn sie gut lernten, oder eine gute Note vom Herrn Schulmeister nach Hause brachten, zu schenken so gütig gewesen war.

Ein solcher Samstags-Abend war jetzt gekommen. Herr Roderich sitzt auf der weichen Rasenbank in der blüthenumsponnenen Gartenlaube; neben ihm liegt ein zierlich eingebundenes Buch, als Preis für jenes Kind bestimmt, welches durch die edelste Handlung sich am meisten würde verdient gemacht haben. Albert hat ein Schreibbuch vor sich liegen, in welches genau alles das eingetragen wird, was seine jüngeren Brüder von ihrem Betragen

und Benehmen gegen sich und Andere von sich geben. Das sogenannte Gewissens-Examen nimmt seinen Anfang. Wilhelm, der 12jährige Knabe, ist der erste, den die Obliegenheit trifft, zu erzählen, was er während der Woche Gutes gestiftet. Dieser beginnt also: „Lieber Vater! Sie hatten die Güte, mir einen halben Thaler zu schenken, als ich die schwere Wirthschaftsrechnung zu Stande brachte, die Sie mir aufgaben. Dieses Geldstück überbrachte ich noch in der nämlichen Stunde dem alten Invaliden Tobias, der seit 14 Tagen krank liegt, und Nichts zu nagen und zu beißen hat."

„Du hast dein Geld gut angewendet," äußerte der Vater. „Alten, gebrechlichen Leuten, die sich einst um das Vaterland verdient gemacht, und mit der unverdienten Noth zu ringen haben, stützend unter die Arme greifen, ist eine verdienstbringende Nächstenpflicht. Wie sieht es um dich aus, Stephan?"

„Sie wissen es noch, lieber Vater," begann der eilfjährige Stephan, „daß Förstersfritz im vorigen Sommer mich fälschlich angab, als habe ich aus Bosheit den Schreibzeug des Herrn Lehrers zerschlagen. Ich hatte eine doppelte Strafe zu erleiden, und es wäre mir auch vollends Recht geschehen, hätte ich so etwas thun können. Ich litt meine Strafe geduldig; heute aber klärte sich meine Unschuld auf. Faßbinders-Lottchen sah es, als ich und Fritz allein im Schulzimmer waren, durch das Fenster, daß der sittenlose Försters-Junge seinen Caro hereinlockte. Der Hund mußte, denken Sie

sich nur das Frevelstück, auf dem Tisch des Herrn Lehrers das Lineal in die Pfotten nehmen, und nun lachte der böse Knabe laut, und sagte: „Nun macht einmal mein Caro den Herrn Präceptor.“ Das muthwillige Possenspiel lief jedoch übel aus. Der Hund ward des Aufwartens und Linealhaltens überdrüßig, sprang vom Tisch herab, und schmiß den Schreibzeug herunter. „Das hast du gethan!“ rief auf einmal und so laut, als er schreien konnte, Fritz. Der Herr Lehrer kam, und maß der Anklage des frechen Knaben vollen Glauben bei. Fritz hatte wohl bemerkt, daß Lottchen, als alles dieses vorging, durch die Fensterscheibe hereingeguckt habe; er drohte ihr jedoch mit dem Erschießen, wenn sie von dem, was sie gesehen und gehört, auch nur ein Wörtchen von sich geben würde. Gestern wollte mich Fritz neuerdings fälschlich wieder angeben. Da stand Lottchen auf, und zerlegte dem Herrn Lehrer und uns die ganze geschaute Begebenheit mit dem Pudel und dem zerbrochenen Schreibzeug. Alles in der Schule ringsum zeigte sich wider den bösen Fritz aufgebracht; ich allein war es nicht. Die Strafe hatte ich einmal, wenn auch ganz unschuldig, ausgestanden, und was half es mir, wenn Fritz jetzt eine noch derbere aushalten würde? Sah' ich es doch ein, daß er mir so nur noch auffässiger werden müßte. Ich bat daher für ihn, bat so lange, bis die harte Strafe von dem Herrn Lehrer in eine leichte verwandelt wurde. Möge das den Fritz bessern, dachte ich, und ich bin hinlänglich entschädigt.“

„Du

„Du hast noch schöner und edelmüthiger gehandelt, als Wilhelm,“ entschied der Vater. Du littest unschuldig eine harte Strafe, und konntest doch für den bitten, der sie dir zugebracht hatte; das ist edel gehandelt. Was kann mir mein kleiner Rudolph auftischen?“

„Heute,“ fing der neunjährige Kleine an, „hat mich ein loser Bube auf dem Wege angepackt, und, ohne daß ich ihm Etwas zu Leide gethan, geschlagen. Es kam eben Jemand dazu; da lief er davon. Er fiel nieder, zerschlug die Flasche, worin er seinem Vater Leinöl geholt hatte, und fing erbärmlich zu schreien an. Ich lief hin, half ihm auf, kaufte ihm aus meinem ersparten Gelde bei dem Krämer eine neue Flasche und das benöthigte Oel, und führte ihn, da er über Schmerzen am Fuße klagte, nach Hause. Diese meine Hülfsleistung rührte ihn so sehr, daß er mich mit hellen Thränen in den Augen um Verzeihung bat. „Mein Vater,“ so sprach er unter Wegs, „ist ein jähzorniger Mann; er würde mich halb erschlagen haben, wäre ich mit einer zerbrochenen Flasche und ohne Geld und Oel nach Hause gekommen. Der Himmel ersetze es dir tausendfach, was du an mir gethan hast, an mir, der ich der ausgeartetste Knabe bin, den die Sonne bescheint. Doch ich gelobe es dir, mich zu bessern, und, so wie ich kann, das so gütig Ausgelegte dankbar zu ersetzen.“ Ich erwiderte ihm: er wäre mir nichts schuldig, indessen könne er mir und allen guten Leuten einen Gefallen erweisen, wenn er später sich gut und artig aufführen würde.

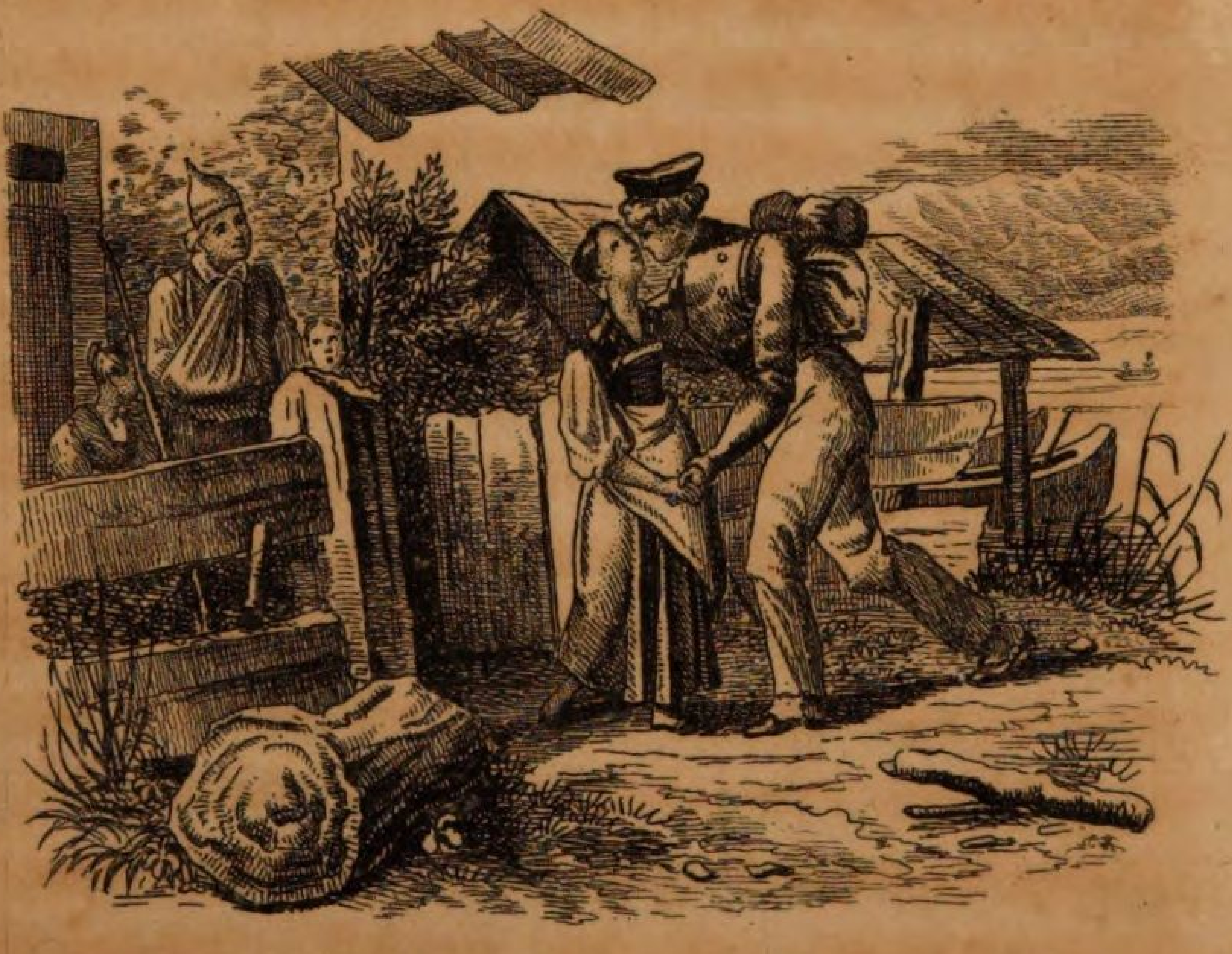
So erzählte Rudolph'chen. „Das ist ungemein edel, das ist großmüthig gehandelt!“ rief der Vater aus, und zog sein geliebtes Rudolph'chen an die tiefgerührte Brust. „Dieß ist das Schönste, wenn man seinen Feinden Gutes thut. Nimm hier das schön gebundene Buch als verdienten Tugendlohn. Schön ist der Einband, schöner aber noch der Inhalt. Er handelt von der Nachfolgung Christi. Thomas von Kempis, ein gottseliger Kirchenprälat, hat das Buch geschrieben. Der Inhalt eignet sich ganz für die christlich-schöne Handlung, die du heute ausgeführt hast:

Denn, Christo folget nach,
Wer so, wie Christus, thut,
Mit christlich-starkem Muth
Dem, der ihm Böses that,
Beispringt mit treuem Rath,
Und gern' ihm Gutes thut.“

Jacobinchen, das aufrichtige Mädchen.

Jacobinchen zerbrach einst, da ihre Aeltern nicht zu Hause waren, einen sehr schönen Teller aus Meißnerporzellän. Das Kind erschrack so heftig darüber, daß es im Gesicht so bleich ward, wie eine Grabbüste aus Alabaster. Jacobinchens Aeltern waren reich

Jakobinchen.



Kätchen.

und gut, und ließen es ihrem Töchterchen, wenn es fleißig lernte, und sich sonst artig benahm, nie an dem erforderlichen Gelde für das Sparbüchschen fehlen. Dieses war jetzt fast bis Oben voll. Das beängstete Mädchen lief von einem städtischen Steinguthändler zum andern, konnte aber nirgends einen Teller mit einem also gemalten Rande erhalten, wie der zerbrochene war, welchen die kauflustige Kleine vorwieß.

„Soll ich es verschweigen?“ sagte das Mädchen bei sich selbst. „Nein, da käme ja die Schuld, oder wenigstens doch der Verdacht auf Jemand, der an dem ganzen Vorfalle keine Schuld hat. Das wäre in der That Unrecht, und ich hätte ja stets ein Gewissen, das mir peinigende Vorwürfe machen würde. Lieber will ich es meinen Aeltern sogleich gestehen, sobald sie nach Hause kommen. Man wird mich strafen; aber warum hab' ich auch die Kirschen, die mir der Gärtner brachte, nicht in dem Körbchen gelassen, sondern auf den schönen Teller herausgeschüttet, und diesen so weit auf den Tischrand hinausgesetzt, daß er hinunterfallen und zerbrechen konnte? Unvorsichtig war das allerdings, Bosheit aber war keine dabei, und so will ich mich denn auf's Bitten verlegen. Vielleicht helf' ich mich hinaus.“

Die Aeltern kamen Abends nach Hause. Jacobinchen trippelte schmeichelnd um die gute Mutter herum, und diese sah es dem Töchterchen sogleich an, daß es Etwas abgegeben haben müsse. „Liebes Mütterchen,“ sprach jetzt die Kleine, „werden

Sie doch nicht böse, wenn ich Ihnen einen Fehler gestehe, den ich heute begangen habe."

„Nein, liebes Kind!" sagte die Mutter. „Worin besteht denn dein Fehler?"

Jacobinchen erzählte nun den ganzen Vorfall mit dem zerbrochenen Teller, und wieß auf die Scherben, die auf dem Tische lagen. Reuige Thränen glänzten in den Augen des aufrichtigen Mädchens, das um eine gelinde Strafe bat.

„Wie könnte ich dich strafen, liebes Kind, da du es mir so offenherzig gestehst, und da es dir so leid thut? Hättest du nur die Kirschen in dem Körbchen gelassen, oder doch wenigstens den schönen Teller etwas weiter auf den Tisch hinein gesetzt. Indessen — was einmal geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Nimm dich nur in Zukunft in Acht, und bleibe immer so offenherzig." So sprach die gute Mutter.

Jacobinchen gelobte Beides der gütigen Mutter, und küßte ihr, wie man auf dem Bildchen sieht, voll der innigsten Dankbarkeit die Hand. Bei sich selbst aber dachte das gute, aufrichtige Kind: „Wie gut ist's, daß ich meinen Fehler sogleich eingestand! Hätt' ich selbigen verschwiegen, würde ich wohl jetzt so froh seyn können?"

Hast du, o Kind, gefehlt,
So werd' es nicht verhehlt,
Nein, frei heraus gehoben.
Den Läugner trifft die Straf' allein;
Wirst du jedoch aufrichtig seyn,
So wird man dieß als Tugend loben.

Kätchen, das gute Schwesterchen.

Bekanntlich bezog im Sommer des Jahres 1813 eine Königlich Bayerische Heeres-Abtheilung ein Lager außer München. Mit dem frühesten Morgenstrahle wurde zum Exerciren ausgerückt, und pünktlich fand sich auf dem Platze immer ein etwa 15jähriges Landmädchen ein, das einen schwerbepackten Korb trug, worin sich eine schöne Auswahl von Aepfeln und Birnen befand. Es war heiß, das Ausschenken von Bier aus weisen Gründen untersagt, und mit dem Branntwein hält es der bayerische Soldat nicht recht gern. Unsere kleine Obsthändlerin fand daher zur Zeit, wo man von den Uebungen in den Waffen ausruhen, und sie die Kriegerreihen auf- und abgehen durfte, mit ihrer Obstwaare häufigen Absatz. Nicht nur die Gemeinen und Unterofficiere, sondern selbst Subaltern- und Stabsofficiere kauften bei dem artigen Bauernmädchen gerne ein, und meistens hatte dieses schon in wenigen Minuten seinen ganzen Vorrath los. „Bring' künftig mehr, liebes Kind!“ so sprach eines Morgens ein Generaladjutant zu der kleinen Obstverkäuferin. „Ja, gnädiger Herr!“ erklärte das Mädchen, „wenn ich's nur tragen könnte, und nicht so weit auf den Exercierplatz hieher hätte.“ „Woher bist du denn, Kleine?“ fragte jetzt der Officier. „Von Starnberg,“ erwi-

derte das Mädchen. „Ich breche immer in der Nacht Punkt 12 Uhr auf, und bringe auch allemal meinem Bruder Etwas mit, was der Vater einpackt.“

„Du hast einen Bruder, der Soldat ist?“ holte der Generaladjutant aus. „Wo steht er? zeige mir ihn!“

Das zutrauliche Landmädchen führte den vornehmen Herrn zu Pferde zu jener Kriegerabtheilung, in welche der Bruder eingereiht worden war. Dieser gab dem Generaladjutanten über alle an ihn gestellten Fragen genaue Auskunft. „Schwester Kätchen,“ so sprach der Soldat, „greift sich in der That mehr an, als man ihren noch schwachen Kräften zutrauen möchte. Sie ernährt seit der Zeit, wo ich Soldat, und nimmer um den Vater und um meine kleinen Geschwister bin, durch ihren emsig betriebenen Obsthandel, sich und noch 4 Köpfe, wozu selbst der Vater gehört. Dieser hat sich nämlich den rechten Arm gebrochen, ist ungeschickt kurirt worden, und kann seit 2 Jahren nimmer dem Schiffruder vorstehen. So lang' ich zu Hause war, hat es sich gemacht; aber nun säh' es mißlich um die Meinigen aus, würde nicht die gute Schwester da den Obsthandel betreiben. In aller Früh' ist sie schon bei mir im Lager, und steckt mir an Geld und Lebensmitteln mehr zu, als ich fast vonnöthen habe. Wenn unser emsiges Kätchen Nachmittag zu Hause ankömmt, dann packt es seinen Korb neuerdings, und sieht und sucht den neuen Vorrath im Badorte Petersbrunn, im Schloß zu Leutstetten und in der Umgegend ab=

zusetzen, die von den Herrschaften von München besucht wird. Wie möcht' es um meinen Vater und um unser Hauswesen aussehen, wenn wir unser braves, fleißiges Kätchen nicht hätten?“

So lautete die Auskunft des Soldaten. Der Generaladjutant schien sie nicht ohne Rührung angehört zu haben, griff in die Tasche, und schenkte dem braven Landmädchen ein neugemünztes Thalerstück. „Nimm, gutes Kind!“ sprach der Officier. „Ich gebe dir das nur als ein Darangeld, damit du mir morgen und alle Tage, so lang' wir noch hier lagern, recht schmackhafte Aepfel und Birnen bringst. Bleib' ja nicht aus.“

Kätchen nahm das schöne Münzenstück mit sichtlicher Freude, versprach zu kommen, reichte dem theuern Bruder die Hand zum Abschied für heute, und eilte mit ihrem leeren Korbe, jedoch mit einem freudetrunkenen Herzen, aus dem Lager.

Es fügte sich, daß der Generaladjutant mit seinem erlauchten Militärvorstande Abends zur Königlichen Tafel geladen wurde, und die ganze Begebenheit dort den allerhöchsten Königlichen Herrschaften vortrug. Landesvater Max, der Gütige, erkundigte sich des andern Tages um die häusliche Verfassung des krüppelhaft gewordenen Fischers in Starnberg, und als Alles genau so zutraf, wie der Soldat dem Generaladjutanten erzählt hatte, da wurde eine reiche Geldunterstützung dem armen Manne zugemittelt. Welch' einen freudigen Auftritt gab das nicht in dem Stübchen der guten Fischerfamilie! „Das verdanken

wir unserm Schwesterchen!" jubelten die Kinder, denen, sowie dem Vater, Kätchen Alles erzählt hatte. Das gute Mädchen war eben nicht zu Hause, als die gewichtige Geldsendung ankam. Man ward einig, das Häuschen zu schließen, und der emsigen Obsthändlerin bis Petersbrunn entgegen zu gehen. Wie hüpfte unserem gemüthlichen Kätchen das Herz im Leibe vor namenlosem Entzücken, als es die fröhliche Post vernahm! „Der gute Adjutant! Der gütige, liebreiche König!" so rief ein= über das andere Mal das brave Mädchen aus. „Eben recht, lieber Vater!" — fuhr das gute Kind fort. „Es heißt, der gute König kommt morgen zur großen Parade. Da schickt es sich nun, daß ich ihm in meinem und eurem Namen für die reiche Unterstützung danke. O, da geht mir etwas im Kopfe herum, und das führ' ich aus. Es ist nur gut, daß wir das schöne Körbchen noch haben, das der Bruder im vorigen Winter geflochten hat. Dieß wird mit blauen Seidenbändern zierlich umwunden, so daß es weiße und blaue Wecken gibt. In's Körbchen werden nun die schönsten Aepfel und Birne hineingethan, die wir haben, und so übergeb' ich's dem guten König."

Unser Kätchen blieb tief in die Nacht hinein auf, und unbeschreiblich war die Freude des guten Kindes, als es seine Arbeit für den morgenden Tag vollendet sah. Mit beflügelten Tritten eilte die Emsige auf der monderhellten Straße dahin, die von Starnberg aus nach München führt. Hier schlief noch Alles, als Kätchen durch die Theatiner=Gasse

und Türkenstraße dahinschritt, und jetzt auf der Schwabingerhaide eintraf, wo es freilich schon lebhafter zuging, als in der Stadt, weil in und außer den Zelten sich Alles zur großen Parade herrichtete. Unser Landmädchen wählte mit ihrem Obstkorbe ihr Verkaufplätzchen dießmal so, daß der König mit der Generalität und der übrigen Begleitung hart vor ihr vorbeireiten mußte. Das bandumflochtene, obstgefüllte Körbchen wurde vorangestellt. „Bei dem guten König ist sicher auch der gute Adjutant, und wenn der mich sieht, komm' ich ganz gewiß zu dem seelenguten König selbst vor, und kann ihm meine Danksagung abstatten, und das Körbchen darreichen.“ So rechnete Kätchen, und bald zeigte es sich, daß unser Landmädchen nicht in ihrer Rechnung sitzen blieb. Der Generaladjutant ersah und erkannte seine kleine Obsthändlerin schon aus der Ferne, und gab dem durchlauchtigsten Regenten von der Anwesenheit und vermuthlichen Absicht des emsigen Kätchens von Starnberg, wie man seit einigen Tagen die flinke Kleine nannte, unterthänigsten Bericht. Dem Königlichen Landesvater gefiel die dankbare Gesinnung des braven Landmädchens, und er ritt nun in gemäßigtem Schritte dem Plätzchen näher, wo Kätchen ihr schönes Präsent von der Erde aufnahm, und von inniger Dankesgluth angefrischt, nach einer ehrfürchtigen Verbeugung dem erlauchten Königlichen Wohlthäter das mit rothwangigen Aepfeln und goldgelben Birnen gefüllte Körbchen hinanreichte, und einige naive Worte der dankerfüllten Brust enthob,

die deßwegen zu Herzen drangen, weil sie dem Herzen entglitten. Der gute Regent nahm mit einem huldgekrönten Lächeln das ihm Dargereichte, nahm für sich selbst von jeder Fruchtsorte ein Stück, und ließ hierauf das Körbchen unter Jene, die seine Begleitung ausmachten, von Hand zu Hand herum gehen. Das hierüber ungemein erfreute Fischerstöchterchen ward von dem freigebigen Monarchen reichlich beschenkt, und erhielt überdieß das huldvolle Versprechen, daß ihr Bruder nur für die Dauer des Krieges Soldat seyn dürfe, und sogleich bei Eintritt des Friedens dem arbeitsunfähigen Vater wieder zurückgegeben werden würde. Was Max, der Allgeliebte, der Unvergeßliche, versprach, darauf vergaß er nicht, das mußte pünktlich gehalten werden. Kätchen's Bruder kehrte schon im Sommer 1814 mit Abschied in die Arme der Seinigen zurück, und als er, wie das Bildchen darthut, seinem braven Schwesterchen den heißen Kuß des freudigen Willkomms auf die schönen Rosenlippen drückte, da nannte er selbes, wie heut' zu Tage noch, sein gutes Schwesterchen.

Geschwisterliebe! sey gegrüßt,
Du, die das Leben lächelnd küßt.

Leo.

Mathilde.

Leo, der beherzte Knabe.

Was mir während meines 4monatlichen Aufenthalts in Wien im Jahre 1825 ein ehrwürdiger Geistlicher von einem vierzehnjährigen Knaben erzählte, verdient in der That, daß man es öffentlich bekannt mache, und ich gebe es nun so von mir, wie ich's eingenommen habe.

Ungefähr 2000 Schritte von dem dörflichen Orte, in welchem besagter Landgeistlicher heut' zu Tage noch lebt und wirkt, liegt am Rande des dichten Forstes eine ziemlich geräumige Kapelle, zu welcher die Leute aus der Nähe und Ferne wallfahren, und gewöhnlich eine gewisse Geldmünze als Opfer in die Kirchenbüchse einlegen. Dieser Umstand, und wohl auch der reichgekleidete Altar hatte im Herbste 1805 eine Diebsbande, die meistens aus desertirten Soldaten bestand, angelockt, für einige Tage sich in dem Wald zu verbergen, um von da aus zu gelegener Zeit ein wohl überlegtes Raubstückchen einzuleiten. In das stark vergitterte und fest verschlossene Gotteshaus einzubrechen, kam den Gaunern theils zu langweilig, theils auch zu gefährlich vor. Sie wollten sich das Ganze so leicht, als möglich machen. Die Diebsbande hatte bereits ausgespäht, daß fast immer nur eine Person, und oft sogar einzig das etwa vierzehnjährige Söhnchen des Meßners zum Gebetläuten in der

Früh' ankam. Was war nun leichter, als bei dieser Gelegenheit durch die offene Thüre in die Kirche einzudringen, den Läutenden zu packen, den Altar abzuräumen, und die Opferbüchse zu erbrechen und auszuleeren. Gedacht, gethan. Anfangs ging das Ding erwünscht. Der Knabe wurde, nachdem er geläutet, und sich so eben zum Fortgehen angeschickt hatte, überfallen, und an Händen und Füßen geknebelt. Sogleich machte man sich über den Altar, und dieser war im Nu abgeräumt. Nun machte man sich an die Opferbüchse. Hier ging's jedoch verzweifelt langsam. Der Opferstock war ein mit dichtem Eisenbleche überzogener Eichenstock, stack tief in der Erde, und war mit festen eisernen Bändern an dem Kirchenboden angemacht. Es hingen drei große Schlösser vor, die sich gar nicht wollten wegschlagen lassen. Die Diebsbande hatte kein sonstiges Handwerkzeug, als einige schwache Säbelklingen bei sich, und diese waren bald alle abgebrochen. Da sah nun ein Beutelfeger den andern verlegen an. „Ihr Herren!" begann jetzt der Knabe, „wenn ihr mir Hände und Füße frei, und nur den zehnten Theil von der reichen Spende gebt, die im Stocke da d'rinnen ist, so hol' ich euch die Schlüssel, die sich mein Vater heimlich hat machen lassen, der da auch so manchmal, wie ihr, meine Herren, Kribbes Krabbes macht, wenn es Niemand sieht, ihr versteht mich schon. „Wo sind die Schlüssel? sogleich sag's — auf der Stelle gib sie heraus, oder wir drehen dir die Gurgel um!" so brüllten jetzt die Gauner, und fielen

wie ein aufgestöberter Wespenschwarm über den armen Knaben her. „Sachte, ihr Herren! so thut's nicht gut; denn so kommen wir Alle nicht zu einem guten Ziel. Wir müssen unsere Siebensachen gütlich miteinander abmachen, wenn's vor sich gehen soll. Die Schlüssel sind hoch da d'roben, sind, ich sag' es euch unverholen, auf der Thurmkuppel, stecken tief in einem Mauerspalt, wo nur meine kleinen magern Finger da hineinbohren und sie herauskrabbeln können. Der Vater hat mich noch allemal dazu genommen, wenn uns zu Hause der Geldsaamen ausging. Macht mich nur los, und komm' Einer von den Herren da mit mir, so kann und wird er's sehen, daß ich die Wahrheit gesagt, und keinen Schalk auf meinem Herzen da liegen habe."

So der Knabe. Den Dieben leuchtet der Vorschlag ein. Man bindet den Meßnerjungen auf, dieser begibt sich auf den Chor, legt eine Leiter an, steigt auf die Thurmkuppel hinauf, zieht jedoch wohlweislich die Leiter nach sich. „Ting, Tang! Ting, Tang!" tönt's auf einmal an der Glocke d'roben. Die Gauner begreifen es jetzt, daß der Bube sie geprellt hat, und durch das fortgesetzte Anschlagen die Leute aus dem Dorfe heranrufen dürfte. Zwei von der Diebsbande springen auf den Chor, und wollen in die Thurmkuppel hinauf, müssen es aber wohl bleiben lassen, weil es keine Leiter zum Hinaufsteigen gibt. Jetzt will Einer den Anderen emporheben, — doch — plump, eh' sie sich's versehen, liegen Beide auf dem Chorboden da. Der be-

herzte Knabe hat nämlich auf den Kopf des Hebenden ein Ziegelstück herabgesandt, und der unmanierliche Schlag hat ein Schwindelfieber erzeugt. „Ich habe hier noch mehr solche Brocken zu verschießen,“ spricht der Thurmbewohner jetzt lachend, und setzt sein „Ting Tang“ ungestört fort. Die Diebsbande möchte vor Zorn zerplatzen, und sendet einen Soldatenfluch nach dem andern in die Thurmkuppel hinauf; der aber d'roben wohl geborgen sitzt, wie in einem sichern Adlernest, denkt: „Eure Fluchworte sind keine Pfeile. Bleibt nur noch etwas bei'm Opferstock, dann kommt ihr so an, als wenn ihr stockblind wäret vor Dummheit.“

Und also geschah's auch. Es waren nämlich zu allem Glück rechts ab im Walde mehrere Mannsleute mit Holzfällen beschäftigt. Diese merken den Unrath, berathen sich nicht lange, sondern eilen heran, und umstellen mit hocherhobenen Hacken die Kirchenthüre. Allgemach kommen auch Bauern mit Büchsen und Sensen aus dem Dorfe herzu. O Spektakel! die ganze Diebsbande sieht sich in der Kirche, aus der sie noch kein Stümpchen von dem Abgeräumten fortgeschleppt hat, eingeschlossen und gefangen, und muß sich auf Gnad' oder Ungnade ergeben. Die treulosen Kriegssöhne, die, ohne hiezu berufen worden zu seyn, in's Aemtchen des Meßners eingepfuscht, und den Altar abgeräumt hatten, wurden nun unter triumphirendem Geschrei in die Frohnveste abgeliefert, wo sie eben nicht aufgeräumten Sinnes da saßen, und aus langer Weile die Glieder

an der Kette abzählten, die ihnen der gewiß nicht ehrenvolle Einfall zugebracht hatte. Was die Gauner am meisten ärgerte, war, daß ein 14jähriger Knabe sie in die Patsche gelockt hatte; der aber machte sich Nichts aus ihrem Aerger, sondern that sich sogar etwas zu gut darauf, daß durch ihn das geweihte Kirchengut in Schutz und Schirm genommen werden konnte. Die Freude des braven Jungen verwandelte sich des anderen Tages in ein unbeschreibliches Entzücken, als der Herr Pfarrer in die Schule trat, und dem wackern Meßnerssöhnchen einen nagelneuen, blinkenden Löwenthaler mit den merkwürdigen Worten behändigte: „Dein Taufname ist Leo, zu Deutsch: ein Löwe. Als ein solcher hast du dich gestern zur Ehre Gottes bewiesen; nimm daher zum lohnenden Andenken diesen Löwenthaler.“

Beherzter Muth
Thut immer gut,
Bringt Ehr' und Lohn
Dem Knaben schon.

Mathilde, das gute Schloßfräulein.

„Gut," ein kleines Wörtchen, aber, ihr Kinder, wie so viel will nicht dieses einsylbige Wörtchen, das nur aus drei Buchstaben besteht, uns sagen! Gibt es einen größeren Lobspruch, als wenn es heißt: „O seht! das Kind ist gut!" Wer möchte nicht trachten, sich dieses schöne Eigenschaftswort zu erwerben? Mathilde von R....r soll uns in dieser wahren Erzählung als ein Musterbild, und gleichsam zur Richtschnur dienen, wie wir es anfangen müssen, damit uns die Leute diesen schönen Beinamen zulegen. –

Unser Fräulein stammte aus einem altadelichen Rittergeschlechte, dessen Stammburg seit Jahrhunderten noch unversehrt dastand auf einer mäßigen graßbewachsenen Anhöhe. Unten am Fuße ringsum lagen in einer friedlichen Anschaarung die kleinen Hütten der Gutsunterthanen, mit der Pfarrkirche, mit der Wohnung des Seelsorgers und dem Schulhause. Die Einwohner des Orts nährten sich meistens von der Viehzucht und vom Holzfällen, wozu die landesherrlichen Waldungen und eine Salzpfanne Anlaß gab, die in einer sechsstündigen Entfernung von unserem Orte sehr stark betrieben wurde. Die Leute hatten zwar ihr hinreichendes Auskommen, aber sie mußten sich Sommer und Winter hindurch recht plagen,

und

und waren mehr im Holze und auf den Alpen, als zu Hause. Da blieben gewöhnlich nur die Kinder, die noch zu keiner Arbeit im Freien angestrengt werden konnten. Sind solche noch wenig verständige, kleine Geschöpfe sich selbst überlassen, dann fangen sie entweder aus Unverstand oder aus Langeweile oft Dinge an, die zu keinem guten Ausgange führen. Dieß war schon ein paarmal in dem Dorfe geschehen, von dem wir im Eingange dieser Erzählung Meldung gethan haben. Durch die Unachtsamkeit der Kinder war Feuer ausgekommen, und einige dieser unglücklichen kleinen Menschenwesen hatten dabei sogar ihr Leben eingebüßt.

Solchen unseligen Auftritten suchte Fräulein Mathilde, die sich seit wenigen Wochen auf dem Schlosse oben aufhielt, für immer vorzubeugen. Mathilde war die einzige Tochter eines allgemein geschätzten hohen Staatsbeamten, der sich als Gesandter an einem Königlichen Hofe des fernen Nordens aufhielt. Dort war Fräulein Mathilde, sohin gleichsam in der großen Welt, erzogen worden. Was aber vermag nicht bei der Kindererziehung die umsichtsvolle Hand einer guten Mutter? Mathilde war und blieb ganz das tugendgeschmückte Ebenbild dieser edlen Dame, die erst vor wenigen Monaten aus dem zeitlichen in das ewige Leben abgegangen war. Ach! das war ein schwerer Schlag für den Gatten, ein unersetzlicher Verlust für ihn und unsere Mathilde. Diese fing nach und nach an, aus Schwermuth krank zu werden. Die Aerzte stimmten einhellig auf eine zeitgemäße

Entfernung von dem Sterbeorte der Frau Mutter. Der Vater ließ Mathilden die Wahl, und sie erlas sich zu ihrem künftigen Aufenthalte das im Gebirge gelegene Stammschloß ihrer ritterlichen Vorahnen.

Hier lebte und wirkte unser achtzehnjähriges Fräulein als ein wahrer irdischer Engel an Geist und Körper. Kein Nothleidender war ringsum in der Gegend, dem sie nicht aufhalf. Wo Jemand krank lag, da sorgte Mathilde für Arznei und Pflege. Kein Armer ging unbeschenkt von den Schwellen ihres Schlosses hinweg, und so kam und mußte es kommen, daß aller Orten, wo unser mildthätiges Fräulein sich zeigte, es entweder im Stillen oder auch laut hieß: Seht da! unser gutes Schloßfräulein.

Ein unvergängliches Verdienst hatte sich Mathilde erst seit kurzer Zeit durch die Errichtung einer sogenannten Kleinkinder-Bewahr- und Beschäftigungsschule errungen. Daß eine solche selbst auf dem Lande sich anlegen lasse, wollen wir dadurch zeigen, daß wir es genau zerlegen, wie unsere mildthätige Edelmannstochter es anfing, daß sie die noch nicht schulpflichtigen Kleinen alle zu sich in's Schloß hinauflockte. Es war Sommer, als Mathilde ihr schönes Werk begann. Sie ging mit dem frühen Morgenstrahle, wo die Aeltern und erwachseneren Kinder sich schon zur Holzarbeit verfügten, in die dörflichen Hütten hinein, und stellte hier den Antrag, daß sie die Kleinen, denen die Zeit zu Hause lang werden müsse, zu sich in den Schloßgarten hinauf nehmen, Abends aber wieder zurückbringen wolle. Wer war

froher über einen solchen Antrag, als die Aeltern, und bald darauf auch die Kinder. Fräulein Mathilde hatte im Garten allerlei unschädliche Spielanstalten, als da sind Schaukel, Storchenschnabel, Ringelspiel u. s. w. herrichten lassen. Das war eine Freude für die Kleinen! Hatten sie sich da ein Paar Stündchen unterhalten, dann ging's über die Gärtnerei. Es lagen nämlich mehrere kleine Schaufeln, Pickeln und Spritzkrüge im Garten, welche die Kinder zur Hand nehmen, und zwei oder drei zusammen sich ein Gärtchen für sich selbst herrichten durften. Da zeigte sich nun eben so viel Freude, als Eifer. Mathilde und der Gärtner wiesen dem kleinen Pflanzvölkchen Alles, wie sie das Erdreich umhauen, den Dung einlegen, hie und da Bohnen und Pflanzenkerne einstecken könnten u. s. w. Jetzt ward ein gewisses Bedürfniß in dem Innern der Arbeitenden rege, der Hunger. Das Fräulein führte nun die Kinder in ein Zimmer des weiten Schloßgebäudes. Hier rauchten eine Menge gefüllter Schüsselchen; darin befand sich eine kräftige Suppe, in welche Linsen, Erbsen, Bohnen oder Gerste eingekocht waren. Ein Stück schmackhafter Kuchen lag darneben. „Nun laßt uns beten, dann essen, liebe Kinder!" so sprach die gütige Kostgeberin, betete den Kindern vor, und nahm nun selbst an dem einfachen Mittagsmahl Antheil. Das Zimmer, worin gespeis't wurde, war groß, und da stand und lag nun noch allerhand, was theils die Eß-, theils aber auch die Neugierde der kleinen Kostgänger in Anspruch nahm.

So zeigten sich nämlich auf einem langen Tische eben so viele Abtheilungen bunter Fleckchen und ungerupfter Federn, als Häuflein Obst und Nüsse. Die Kleinen spannten schon längst darauf. „Es gehört für den Nachmittag,“ begann das Fräulein, „denn da werden wir auch wieder Etwas zu nagen haben wollen; aber, Kinder — ihr wißt's; jetzt ist's zu heiß d'raußen im Garten, um im Freien zu arbeiten, und wir können wohl hier im kühlen Saale bleiben — womit aber wollen wir uns die Zeit vertreiben? Ich dächte, wir machten uns über's Federn- und Fleckchenzupfen? Nichts leichter, als dieses! So ihr dabei seyd, will ich's euch zeigen.“ — „Zupfen — zupfen!“ riefen die Kinder, und nahmen an den Bänken um den langen Tisch herum ihre Plätze ein.

In der linken Ecke des Zimmers stand ein länglicher Kasten, der hatte vornher eine runde Oeffnung, die mit einem Glase vermacht war. „Was muß denn wohl dieses seyn?“ so dachte manches Kind. Jetzt, nachdem so ziemlich die Federn und Fleckchen ausgezupft waren, und die Kleinen ihren Nachmittag-Imbiß zu sich genommen hatten, führte Mathilde die Aelteste der Kinder zu dem Guckkasten, denn ein solcher war es, drückte hinten an einer Feder, und ließ das Kind hineinschauen. „Was siehst du?“ fragte nun das Fräulein. „I — Jemine — eine lange, lange, große Wiese, grünes Gras, schöne Blumen, hier ein Bach, dort eine Quelle, Johannisbeer- und Schlehstauden, auch Bäume darneben! O, das ist schön!“ so rief das Kind. „Und wie heißt man das Alles

zusammen?“ fragte Mathilde neuerdings. Das Kind sann nach, und wußte keinen wahren Namen für das Geschaute zu finden. „Ja sieh'!“ begann jetzt das Fräulein, „würdest du nur zwei Druckbuchstaben kennen, so brächtest du es heraus, daß die vielen Gegenstände zusammen, die du siehst, das ausmachen, was man eine Au nennt. Das, was hinten aufgeschrieben steht, sind nichts Anderes, als zwei Buchstaben; der erste heißt a und der zweite u. Setz' ich beide zusammen, so bekomm' ich das Wort au. Seht, ihr Kinder, das will ich euch auf der großen schwarzen Tafel dort zeigen, indem ich die Kreide nehme, und die zwei Buchstaben euch vorschreibe. Nicht wahr? Das ist, im Grunde genommen, gar nicht hart? Ihr könntet es vielleicht selbst nachmachen, wenn man euch allenfalls Schiefertäfelchen und einen Stift geben würde?“ „Ja wohl! das können wir!“ riefen die Kinder. „Gut, wir wollen's versuchen, und wer die zwei Buchstaben am schönsten zusammenbringt, und sie am besten kennt und ausspricht, der soll die schöne Au darinnen zuerst begucken dürfen.“ Alles erbot sich einstimmig, zu schreiben. Mathilde und der Gärtner brachten die Täfelchen und Stifte, und nun sollte man den Eifer gesehen haben, womit unsere Kleinen es sich angelegen seyn ließen, die zwei Buchstaben, welche ihnen inzwischen das Fräulein nach ihren Zugsbestandstheilen recht faßlich erklärte, und anschaulich zusammensetzte, nach und nach recht zierlich, wie sie glaubten, auf das Täfelchen hinzukritzeln. Jetzt folgte der

versprochene Lohn, das Hineingucken in den Schaukasten nämlich, wobei die Kinder ihre Begriffe über die Gegenstände, die in einer Au vorkommen, sich einander selbst erklärten. — So verfloßen einige Stündchen recht angenehm, die Kinder fingen spielend den A B C-Unterricht an, ohne daß sie es wußten, oder auch nur an's Lernen dachten. Des anderen Tages ward ein buntbemahltes Ei in den Guckkasten gesetzt, und mit dem Buchstaben- und Wortbegriffe, wie des Tages vorher, begonnen und fortgefahren. Nach einigen Wochen kannten die Kleinen nicht nur sehr genau alle Buchstaben des Alphabets, sondern konnten sie sogar schreiben. Dieses legte für die spätere Zeit, wo die Kinder in die Dorfsschule gingen, einen festen Vorbereitungsgrund für das Schreiben an. Es ist hier wohl nicht der Raum, die Mathildische Kleinkinderlehr-Methode, wie wir sie nennen, aus einander zu setzen; nur so viel können und müssen wir sagen, daß sie uns, sowie auch mehreren Jugendbildnern, denen wir sie mitgetheilt haben, als die kindlichste vorkömmt.

Das gute Fräulein ließ es bei ihren kleinen Arbeits- und Lehrzöglingen auch nicht an ermunternden Preisen fehlen. An die Kinder armer Aeltern wurden vorläufig Schulbücher, Spinnräder, Leinwand und Zeuch zu Hemdchen und Schürzen u. s. w. ausgetheilt; die Bohnen und Rüben, die sich die Kleinen im Schloßgarten angepflanzt und hergezogen hatten, durften sie im zeitigen Zustande mit nach Hause tragen, und so trug denn Alles dazu bei,

eine errichtete Anstalt frucht- und segensreich zu machen, die im ganzen Lande die einzige ihrer Art war, sowie es vielleicht auch im ganzen Lande ein Edelfräulein gab, das von Alt und Jung im Dorfe und in der ganzen Gegend ringsum mit voller Liebe und Verehrung betitelt wurde: Das gute Schloßfräulein.

Man wußte, daß Mathilden's Geburtstag im Anzuge war, und Aeltern und Kinder wurden einig, dem guten, mildthätigen Schloßfräulein ein Präsent zu legen, das nur wenig Kunst enthalten, jedoch die liebende Gesinnung entfalten sollte, die für die milde Wohlthäterin des ganzen Ortes in jedem Herzen thronte. Ein mit weißem Sande bestreuter, schnurgerader, breiter Pfad führte von der hohen, altadelichen Stammburg, worin die edelste Edelmannstochter lebte und wirkte, in's Dorf herab. Dieser wurde in der Nacht, auf die der Morgen des Geburtstages von unserer Mathilde folgte, mit also geordneten Blumenketten belegt, daß hieraus sich die Benennung formte: Das gute Schloßfräulein. Genau entziffert solches das vorstehende Bildchen.

Mathilden rührte diese dankumwundene Aufmerksamkeit ungemein, und sie fuhr in dem Wirkungskreise, den sie bisher begonnen, rastlos fort, zu weben und zu handeln. Seit einem Jahre ist sie die Gattin eines schätzbaren Landedelmannes geworden, und seitdem hat sich wohl ihre schöne Benennung um eine Sylbe verkürzt, ihr Wirkungskreis

aber erweitert, indem nicht nur das Dorf, wo ihre Stammburg liegt, sondern noch 6 andere Ortschaften, die ihrem Gemahle und ihr angehören, mit wahrer kindlicher Liebe und Verehrung sie die gute Schloßfrau nennen.

Gut zu werden —
Mühe dich auf Erden,
Und der Himmel wird den reichsten Segen
Mild in alle deine Mühen legen.

Natalie, das gefühlvolle Kind.

Eine Erzählung in Versen.

Natalie.

Was hältst du in der Haube hier versteckt?
Es regt sich ja, ich bitte, laß mich's sehen!

Fritz.

Ich bin kein Simpel nicht, das bleibt verdeckt,
Sonst möcht' der Arrestant mir davon gehen.

Natalie.

Du hast wohl einen Vogel gar?

Fritz.

Mamsell — errathen auf ein Haar.

Natalie.

Ich bitte, laß mich ihn begucken.

Natalie.

Otto.

Fritz.

Da würde mich die Dummheit jucken.

Natalie.

Was ist's? ein Zeisig, Lerchlein oder Fink?

Fritz.

Nicht doch! der singt nicht Tri, und schreit nicht Stink.
Sieh' nur! es ist ein Vogel größ'rer Art,
Ist eine Amsel; die wird aufgespart
Für Morgen, dann erdrosselt und gebraten.

Natalie.

Nicht doch — wie — Fritz, du kannst so grausam seyn?
Der Vogel that dir Nichts, o, laß dir rathen!
Gib mir ihn! sieh', ich will erkenntlich seyn.
Ich geb' von diesen Münzenstücken hier
Das Eine auf der Stelle dir,
O gib den armen Vogel mir dafür!

Fritz.

Laß sehen! sind es doch nur Dreierstücke.
Da wäre Eins ein wahrer Bagatell.
Da komm' ich besser zu, ich trinke
Den Vogel ab, und zwar schon auf der Stell'.

Natalie.

Halt' ein, o Wütherich! o nimm der Münzen zwei!

Fritz.

Der Vogel wird nur dein, gibst du sie alle drei.

Natalie.

Die Mutter gab sie mir, ein Pfündchen Fleisch zu holen.

Nimm hin das Geld und gib, die Mutter wird nicht schmollen,
Erklär' ich ihr's, daß ich durch todtes Geld
Das Leben dieses Thierchens frei gestellt.

Fritz.

Eins, zwei, drei Groschenstücke — richtig!
Halt' auf die Schürz', halt zu, sonst wird er flüchtig,
Der schwarze Gast, mit seinen flinken Flügeln.
Leb' wohl! ich will den Kauf im Wirthshaus dort besiegeln.

So sprach der Knabe, rannte fort, doch nicht
Sah' dem haabsücht'gen Nero nach die Kleine.
Die Freude nur, die hehre, engelreine,
Umlichtet unsers Mädchens Angesicht,
Und mit dem Vogel in der Schürze tritt
Sie zu der Mutter in das Stübchen ein,
Und bittet, diese möcht' es ihr verzeih'n,
Daß ihr Natalchen habe, im Gemüth
Gerührt, um einem Vögelchen das Leben
Zu retten, die drei Groschen hingegeben.
„Du hast dann heut' nur Zugemüs'!“
Sprach jetzt die Mutter. „Zuckersüß
Wird es mir schmecken,“ rief das Kind,
Denk' ich daran: drei Groschen sind
Ursache, daß die Amsel lebet,
Daß ihr Gesang mein Herz erhebet.“
„„Du willst den Vogel in ein'n Käfig setzen?
I nu! sein schönes Lied wird uns ergötzen,
Doch frei ist dann das Thierchen nicht.““
So ließ die Mutter jetzt sich hören.

„Kein Eigennutz soll mich bethören,
Frei soll es seyn!“ Natalchen spricht,
„Wirst du es, Mütterchen, zugeben.
Du lächelst, nickst, husch, fort mit dir,
Du, gutes Vögelchen! Im Freien schweben
Und dort dein Liedchen singen sollst du mir.“
Da schaut gerührt die Mutter himmelwärts,
Und drückt ihr gutes Kind an's volle Herz;
Und spricht: „Erwartet hab' ich dieß
Von dir; dem Vogel wird nur süß
Das Leben auf der freien Flur,
In Gottes herrlicher Natur.
Dein Werk erhielt nun erst die Krone.
Drei Groschenstücke nimm zum Lohne,
Und hol' ein Pfündchen Fleisch behend dafür,
Zum frohen Mittagsmahle mir und dir.“

Lehre.

Seht, Kinder, wie so gut und mild
Natalchen hier auf diesem Bild'
Sich für ein Vögelchen erzeigt.
Wer auf ein Thier mitleidig neigt
Sein sanftes Aug', hat mit dem armen
Mitmenschen sicher auch Erbarmen.

Otto, der gute Bruder.

Otto und Adelaide waren die Kinder eines reichen Kaufmannes in einer deutschen See- und Handelsstadt. Adelaide war von ihrem siebenten bis zum zwölften Lebensjahre bei der Großmutter auf dem Lande erzogen worden. Die Kleine hatte sich nach und nach bei der alten Dame so sehr einzuschmeicheln gewußt, daß sie Alles thun durfte, was sie wollte. Kein Mensch im Hause durfte Adelaidchen scheel ansehen, Alles mußte sich auf die Beine machen, wenn das kleine, herrschsüchtige Ding Etwas verlangte, was sich nicht innerhalb der vier Wände des Hauses vorfand. Eine solche Nachgiebigkeit erzeugte böse Folgen. Adelaide ward machthaberisch, jähzornig, einbilderisch und eitel. Sie glaubte, alle Menschen auf der Welt wären zu ihren Diensten da. That man dem stolzen Mädchen nicht sogleich nach seinem Willen, so tobte und stampfte es mit den Füßen, wie ein grimmiger Hußar. Adelaiden's Putzsucht war fast ohne Grenzen. Sie wechselte oft in einem Tage fünfmal die Kleider, und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, wo sie sich andern Leuten in ihrem Kleiderstaate zeigen konnte.

Als Adelaide das zwölfte Lebensjahr erreicht hatte, starb die Großmutter an einem Schlagflusse, und man holte die also erzogene oder mißzogene En-

kelin zu ihren Aeltern ab. Diese wurden nicht wenig befremdet, als das Töchterchen schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft fast eben so viele Unarten zu entwickeln anhub, als es Kleider mitgebracht hatte. Man versuchte es Anfangs mit gütlichen Ermahnungen, schritt hierauf zu ernsten Drohungen, und sah sich zuletzt genöthigt, Bestrafungen eintreten zu lassen. Adelaide durfte oft mehrere Tage hindurch nicht aus dem Zimmer; man nahm ihr einen Theil ihrer Kleider, man beschränkte sie sogar im Essen und Trinken. Das also bestrafte Kind gelobte, so lang' es in der Strafe war, gewisse Besserung mit aufgehobenen Händen; kaum aber sah es sich wieder in der erbetenen Freiheit, da verfiel es auch sogleich wieder in die alten Fehler. Der Vater, ein strenger Mann, wurde des Handels endlich überdrüssig, und schwur hoch und theuer, er würde den ungezogenen Bengel von einem Kinde, wie er Adelaiden betitelte, auf einige Jahre zu den Karthäuserinnen in's Kloster einsperren lassen. Adelaide scheute seit einiger Zeit nichts mehr, als den Verlust der goldenen Freiheit. Sie war überzeugt, daß der Vater Wort halten würde, und nahm sich einige Tage sehr in Acht. Wen freute das mehr, als ihren Bruder Otto? Dieser war in allen Dingen das Gegentheil von seiner Schwester. Eingezogen, fleißig, still und nachgiebig, höflich und da zuvorkommend, wo er Jemandem eine Gefälligkeit erweisen konnte, wurde der gute, 15jährige Jüngling von allen geliebt, die ihn kannten. Er hatte seit

geraumer Zeit sich alle Mühe gegeben, sein Schwesterchen auf bessere Wege zu bringen, und manchmal war es sogar dem redlichen Bruder gelungen; aber auch nur manchmal; denn die Hauptfehler, Putzsucht und Jähzorn, stacken noch wie tief eingewurzelte Wucherpflanzen in Adelaiden's zu lange verwahrlos'tem Herzen.

Jetzt mußten Vater und Mutter eine Geschäftsreise in eine andere Handelsstadt vornehmen. Man setzte der Adelaide eine betagte Lehrerin zur Aufsicht; außerdem wurde aber auch Otto streng beauftragt, über die Aufführung der Schwester zu wachen, und hierüber sogar ein tägliches Anzeigebuch zu führen. So glaubten die Aeltern Alles erfüllt zu haben, was die Pflicht der Erziehung ihnen vorschrieb, und nachdem der Vater Adelaiden noch einmal streng gewarnt, und das Kloster der Karthäuserinnen ihr in's Gedächtniß zurückgerufen hatte, trat er an der Seite seiner Gattin die Reise an.

Adelaide athmete nun nach ihrem Dafürhalten neues Leben, wie ein frei gelassenes Vögelchen. Sie fiel in einige ihrer vorigen Unarten zurück; Otto warnte sie. „Du wirst dich doch nicht zu meinem Sittenrichter aufwerfen wollen," bemerkte das Mädchen ziemlich schnippisch. „Ich thue meine Pflicht," sprach Otto, „weil ich es gut mit dir meine, liebe Schwester." Diese war so eben gelaunt, mit ihm einen langen Disput anzuspinnen; Otto wich der Disputirsüchtigen aus, und zog sich in sein Studierzimmer zurück. So verfloß der erste Tag. Stürmischer

sollte jedoch der zweite werden. Englische Reiter in goldstrotzender Scharlachkleidung durchzogen die Stadt, und posaunten die Ankündigung ihrer abendlichen Kunstvorstellungen aus. „Wir besuchen sie doch — liebes Brüderchen?“ fing Adelaide an. „Du siehst, liebe Schwester,“ antwortete Otto, daß ich an der Vollendung einer Zeichnung arbeite, womit ich dem Vater zu seinem Geburtstage, der, wie du selbst weißt, heut' über acht Tage fällt, ein Präsent machen will? Ich arbeite schon seit einem halben Jahre in den Nebenstunden an dieser schwierigen Zeichnung.“ Du kannst sie ja morgen oder übermorgen beendigen,“ fiel Adelaide rasch ein. „Für jene Zeit hab' ich an Uebersetzungen zu arbeiten, die fertig werden müssen,“ erklärte Otto. „So geh' ich allein; gib mir den Schlüssel zu dem Schrank, worin mein merinogrünes Kleid liegt,“ heischte unwillig Adelaide. „Du kannst allein gehen; den Schlüssel aber kann und darf ich dir nicht geben; Vater und Mutter haben es mir streng untersagt. Du hast es doch selbst gehört,“ äußerte ruhigen Sinnes der Bruder. „Den Schlüssel gib stracks heraus, oder ich zeige dir — —“ schrie das erzürnte Mädchen, und biß sich vor anwachsendem Ingrimm in die Unterlefze. „Schwesterchen! sey artig und bescheide dich! Du wirst mir doch nicht zumuthen, daß ich unsern lieben Aeltern ungehorsam werden soll.“ So suchte der geduldige Otto das unartige Mädchen zu bescheiden, dieses aber kannte sich auf einmal vor aufbrausender Zornshitze nimmer aus, stampfte mit

dem Fuße, und schleuderte mit aller Gewalt den Zimmerschlüssel so heftig nach dem Kopfe des Bruders, daß dieser kaum mehr Zeit gewann, denselben etwas zu bücken, und vor einer nachdrücklichen Beschädigung zu verwahren. Der Wurf ging jedoch nicht so vor sich, daß er keinen Schaden stiftete. Auf dem Seitentische, wo Otto zeichnete, stand in einer Flasche ein flüssiger Kräuterauszug, von welchem der Vater, der manchmal an Magenbeschwerden litt, nach der Anordnung des Arztes, dann und wann eine kleine Dosis zu sich nahm. Die Flasche ging entzwei, der blutrothe Saft strömte aus, und erreichte und verdarb die ganze Zeichnung. Mit thränenbenetzten Augen stand der gute Otto vor dem zerrütteten Werke seiner langwierigen kindlichen Bemühung. „Ach, hättest du mir doch lieber den Schlüssel in den Kopf und ein Loch in denselben geworfen, als so etwas angethan!" flüsterte seufzend der geduldige Bruder. Adelaiden's Jähzorn war inzwischen verraucht, eine leichenähnliche Blässe umflorte ihr Angesicht, hände-ringend stand sie jetzt vor dem bedeutenden Doppelschaden da, der von ihr angerichtet worden war. „Allmächtiger Gott! ich bin verloren! Der Vater läßt mich in's Kloster einsperren. Das halt' ich nicht aus — das überleb' ich nicht!" So jammerte das sichtlich verzagende Mädchen. Otto, der gute Bruder, sah Adelaiden mitleidig an; sein Herz war ohnehin schon von dem ersten Augenblicke an, wo das unheilbringende Ereigniß vorging, geneigt, zu vermitteln, zu helfen, die so sehr gefürchtete

Be-

Bestrafung von dem Haupte der theuern Schwester abzuhalten. Er erbot sich nun, Glas und Kräuterextract aus seinem ersparten Gelde anzuschaffen, und gegen Jedermann von dem zu schweigen, was so eben vorgefallen sey. „Otto! guter, edelmüthiger Otto! unvergleichlicher Bruder! du könntest, du wolltest das thun? du, den ich so schwer gekränkt, dem ich einen so empfindlichen Schaden zugefügt habe?“ so fragte das staunende Mädchen. „Verlasse dich darauf, liebe Adelaide! es soll und muß noch heute, noch in dieser Stunde geschehen, bevor Jemand im Hause kömmt, und das zerschlagene Glas sieht, oder das Hinweggeräumte vermißt. Und nun — nur eine Gefälligkeit dagegen, liebe Schwester! etwas, das dein eigenes Wohl beabsichtigt. Versprich es mir, gib mir die Hand darauf.“ So sprach Otto bittend. „Alles — fordere das Schwerste, ich will es zu leisten suchen, lieber, herziger Bruder!“ gelobte das tiefgerührte Mädchen. „Du sehntest dich stets nach einem goldenen Brustkettchen; ein solches habe ich vorgestern von meinem Herrn Taufpathen als Präsent erhalten. Nimm es als ein gleiches von mir. Sieh', es ist ein Herzkapselchen daran befestiget, das sich öffnet und einen theuern Gegenstand in sich aufnimmt. Sieh' ferner! dieses schöne Lamm, ein Sinnbild der Sanftmuth, ist auf der Zeichnung da unberührt geblieben von dem Ausflusse des Kräuterextracts. Ich will es ausschneiden, will es in die Kapsel einlegen. So oft dich nun der schädliche Jähzorn überfallen will, so blicke auf das Kettchen, öffne das Kapselchen, und ziehe das

Lämmchen heraus. Du verstehst mich doch, Adelaide?" „Ich fasse dich, Otto, und will also thun, wie du mir anräthst. Du lohnest mich doppelt, und zwar zu einer Zeit, wo ich einer schweren Doppelstrafe mich schuldig gemacht habe. Doch — ich will so viele brüderliche Schonung und Liebe zu verdienen suchen."

So gelobte Adelaide, und hielt von nun an, was sie dem guten Bruder feierlich zugesagt hatte. Das goldene Kettchen mit dem Lämmchen in der Kapsel wirkte ein wahres Wunder. Die zurückgekommenen Aeltern konnten sich nicht genug über die so vortheilhafte Sinnesänderung ihrer Tochter verwundern, und erfuhren den Vorfall, der Alles dieses veranlaßte, erst nach Jahren aus dem Munde der gänzlich gebesserten, der standhaft braven Tochter, die mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit an ihrem guten Bruder Otto hing.

Wahre Herzensgüte
Gleicht der Bohnenblüthe,
Die in zarter Purpurgluth
An dem trauten Pfeiler ruht.

Philipp.

Quinoga.

Philipp, der willfährige Taglöhnersknabe.

Philipp, das zehnjährige Söhnchen eines Taglöhners, hütete auf einem Hochgebirge des Herzogthums Steyermark die Schaafe und Ziegen eines vermöglichen Bauers. Der brave Knabe hatte so eben ein aufgeschlagenes Buch und ein Schiefertäfelchen vor sich, und war in der Auflösung einer Rechnung vertieft, als ein hinter ihm stehender fremder Mann ihn also anredete: „Sag' mir, lieber Kleiner! wie weit hab' ich, bis ich das Schloß des Grafen S . . . t erreiche?" Der Knabe sprang schnell vom Boden auf, zog seine Mütze, und gab den verlangten Bescheid. „Aber, Herr!" fuhr Philipp fort, „ohne einen sichern Wegweiser finden Sie sich kaum zurecht. So wie Sie die Anhöhe hinabkommen, stoßen Sie auf so viele Quer- und Nebenpfade, daß sich nur der auskennt, der hier in der Gegend ganz einheimisch ist. Sie sind, wie ich sehe, ein Jäger, und vielleicht erst vor Kurzem hieher versetzt worden, weil ich Sie heute zum ersten Mal sehe. Wären Sie länger da, so würden Sie wohl meinen Vater und mich kennen. Indessen das macht Nichts zur Sache. Sie haben sich, wie mir's vorkömmt, verirrt, und ich kann Ihnen sehr leicht den rechten Weg weisen, den ich so gut kenne, wie die Ziffern auf dem Schiefertäfelchen da, die ich so eben selbst niedergekritzelt. Verziehen

Sie nur ein wenig, bis ich die Suse, meine Schwester, herangeholt habe, die gleich da d'rüben Schwämme sucht. Diese muß indessen auf die Heerde Obacht geben. Ich bin flugs wieder bei Ihnen."

So sprach der kleine Hirt, sprang fort, und verlor sich jetzt hinter dem Gebüsche. Man hörte ihn nun wiederholt rufen: „Suse — Suse! wo bist du? komm' doch stracks herbei!"

Der Fremde sah sich inzwischen auf der Schiefertafel um, und bewunderte sowohl die Reinheit, womit die Ziffern geschrieben waren, als auch die aufgelös'te schwere Rechnung. Jetzt kam Philipp zurück, steckte Buch und Tafel zu sich, und der Marsch ging abwärts und über schmale Fußpfade links seitwärts.

Der Fremde ließ sich nun mit dem willfährigen Knaben in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß Philipp der Sohn eines Taglöhners, und nach einem abgemachten Vertrag mit einem reichen Ortsnachbar gehalten sey, ihm noch 9 Wochen die Schaafe und Ziegen zu hüten. „Neun Wochen hab' ich das schon gethan," erklärte Philipp. Ich diene durch dieses Hüten eine Geldsumme ab, die wir unserm Nachbarn für eine Kuh schuldig sind, welche er uns abließ, als die unsrige der Abdecker fortschleppte. Herr! das war ein Jammer im Hause, den ich Ihnen gar nicht beschreiben kann. Drei Gulden und einige Groschen waren Alles, was wir auf die Kuh, die der Nachbar uns zuführen ließ, darauf geben konnten. Das Uebrige machte ich mich anheischig, wie gesagt, durch Hüten

abzuverdienen. Froh bin ich indessen, daß ich es bis auf 9 Wochen herabgebracht, und dann wieder die Gelegenheit habe, den unterlassenen Schulbesuch fortzusetzen.“

„Du gehst also, wie ich höre, gern' in die Schule?“ fragte der Fremde.

„Das will ich denken,“ antwortete der Kleine. „Hab' ich doch fast durchgehends im Lesen, Schreiben und Rechnen den ersten Platz behauptet, und den Religions-Unterricht kann ich Ihnen hersagen, wie das Einmal Eins. Aber nun, wenn ich wieder dazu komme, wird mir freilich der Wagnersgörge vorkommen; denn der hat mir immer recht eingeheizt. Zwar üb' ich mich täglich, aber Schule ist halt doch Schule; Sie verstehen mich schon; denn Sie sind doch sicher auch in die Schule gegangen?“

Der Fremde vermochte ob der naiven Aeußerung des schullustigen Knaben kaum ein lautes Lachen zu unterdrücken. Jetzt nahm der Wald ein Ende, das weitschichtige Schloß des Grafen von S . . . t lag unsern Fußwandelnden so anschaulich und nahe vor den Augen, daß der hieher Geführte sich nimmer verirren konnte. Er griff in die Tasche, behändigte dem willfährigen Knaben ein Münzenstück, und sprach zu ihm: „Nun begib dich wieder zu deiner Heerde. Nimm dieses Geldstück zum Lohne; steck' es aber gut ein, damit du es nicht verlierst, und halte dich bald wieder an die Schule.“

Philipp nahm, bedankte sich höflich, und besah, sobald ihm der Fremde aus den Augen war, das

Münzenstück von allen Seiten. J, das ist gelb, wie ein Rechenpfennig, zwar etwas größer und dicker, aber sicher auch ohne allen Werth. Hätte mir der Mann einen Zwanziger geschenkt, ja — damit ließe sich schon etwas abrichten. Indessen wegwerfen will ich das gelbe Ding doch nicht, sondern selbes meiner kleinen Schwester nach Hause bringen; die kann damit spielen.

So urtheilte der in solchen Sachen noch unverständige Philipp; ganz anders aber lautete das Urtheil des Vaters, als er das schöne, schwere Münzenstück in die Hände bekam. Der Mann war lange Soldat, war weit in der Welt gewesen, und hatte mitunter die Goldmünzen kennen gelernt. „Du bist ein wahrer Goldjunge, Philipp, an Fleiß, Willfährigkeit und an Glück; denn du hast mir da ein Goldstück in's Haus gebracht, das unter Brüdern seine 22 Fl. rheinisch werth ist. Wir können nun nicht nur dem Nachbarn das Wenige zahlen, was wir ihm auf die Kuh schuldig sind, sondern uns auch noch zwei Ziegen anschaffen, und behalten doch noch einen schönen Sparpfennig übrig. Philipp! morgen geht's mit dir wieder zur Schule. Das ist dir doch recht? Wie sah denn der Herr aus, der dich so reichlich beschenkt hat?“

So fragte der Vater, und Philipp, dem die reinste Freude im Angesichte glänzte, gab Auskunft über die Gestalt und über das sonstige Aussehen des freigebigen Fremden. „Es war der Erzherzog selbst und kein anderer Mensch!“ rief Philipp's Vater aus. „Gott segne den edlen Sproßen unsers geliebten

Kaiserstammes. Horcht! man läutet das Abendgebet. Nieder auf die Kniee! laßt uns zuvor das gewöhnliche Gebet, dann ein andächtiges Vater Unser für unsern erhabenen Wohlthäter und für das ganze gute österreichische Kaiserhaus beten!"

Und Groß und Klein liegt jetzt, wie man auf dem Bildchen sieht, auf den Knieen, und verrichtet mit inniger Andacht das gewöhnliche Abend- und erwähnte Segensgebet.

Sey willfährig gegen Jedermann,
Glück und Segen krönt dein Leben dann.

Quinoga, das edle Chineser-Mädchen.

Deutschland war stets bemüht, die beseligende Lehre Jesu Christi über die Nationen der fernsten Welttheile auszubreiten. Zu diesem Ende haben sich in vielen Provinzen eigene Vereine gebildet, welche jährlich seeleneifrige Priester in jene Länder hinsenden, wo die Völker noch in dem Irrthume der Abgötterei stecken.

Seit mehreren Jahren sind solche Glaubens-Missionäre, wie man jene Priester heißt, auch in das weitschichtige chinesische Kaiserreich abgeschickt worden, und haben es dahin gebracht, daß bereits Hunderttausende von chinesischen Unterthanen zum christlichen Glauben bekehrt worden sind. Solches verdroß die

Götzenpriester dieses Landes. Sie stellten das Bekehrungs-Unternehmen der christlichen Missionäre als einen Versuch dar, der dahin ziele, das Volk wider den Kaiser und dessen Beamten aufzuwiegeln. Eine schauderliche Christenverfolgung entspann sich, man verwüstete nicht nur die Kirchen der Neubekehrten, sondern zündete auch ihre Wohnungen an, und bespritzte sie häufig mit dem Blute der grausam Erwürgten.

Solches geschah hauptsächlich in den Frühlings- und Sommermonaten des jüngst abgeflossenen Jahres, und zu dieser Zeit war es, wo der aus der Schweiz gebürtige evangelische Priester Schrödle durch die schleunigste Flucht sein von allen Seiten bedrohtes Leben zu retten suchte. Volle vier Tage war er, ohne etwas Anderes, als Kräuter und Obst, genossen zu haben, in der dichtesten Wildniß herumgeirrt. Da ging am Rande des Waldes eine freundliche Behausung auf. Quälender Durst und Ermattung trieben unsern armen Flüchtling in's Innere der Wohnung. Ein junges, schönes Mädchen kam von der geöffneten Zimmerthüre aus dem abgemagerten Pilger entgegen, der um eine Schaale Milch mit aufgehobenen Händen bat. Die Jungfrau führte den Erschöpften in die Stube, und setzte demselben stärkende Speise und erquickenden Trank vor. Der Christ sah sich in der Stube um, und erblickte das Kleid und die sonstigen Einrichtungsgegenstände eines chinesischen Priesters. Eiskalter Schauder durchrieselte seine Glieder. Das Mädchen gewahrte solches, und suchte unserm Schrödle durch die heiligsten Ver-

sicherungen, daß sie es in der That aufrichtig und gut mit ihm meine, jeden erschreckenden Argwohn zu benehmen. „Du darfst,“ so sprach das Mädchen, „zwar nimmer länger hier im Hause bleiben, denn ich erwarte jeden Augenblick meinen Vater aus der nächsten Stadt zurück; aber ich will dich für einige Tage im dichten Walde zu verstecken suchen. Ich weiß dort eine abgelegene Höhle, wohin Niemand kömmt. In diesem Verstecke kannst du einige Zeit ausruhen. Dieß hast du so sehr vonnöthen, wie stärkende Lebensmittel. Zur Gränze des Landes sind noch fünf starke Tagesreisen. Ich kenne dahin alle geheimen Stege und Wege, und wenn es dir nicht zu lange dauert, so will ich dir, wenn es Neumond wird, wo meinen Vater kirchliche Verrichtungen treffen, die sichersten Waldpfade weisen.“

Also lautete die Aeußerung der sanften Priesterstochter. Herr Schrödle glaubte jetzt alle Ursache zu haben, dem Mädchen unbedingt trauen zu dürfen. Dieses leitete ihn durch einen ungemein steilen und schroffen Weg in die besagte Waldhöhle. Hier blieb unser Priester einige Zeit. Die mildherzige Jungfrau brachte ihm alle Tage, und zwar mit dem frühesten Morgenstrahle, zu essen und zu trinken. Herr Schrödle glaubte zuletzt, seine milde Lebenspflegerin wäre eine geheime Christin; doch der seeleneifrige Mann irrte sich. Die sanfte Quinoga gestand ihm unumwunden, daß sie zwar die unmenschliche Verfolgungsweise, die man sich hier zu Lande wider die Christen zu Schulden kommen lasse, heftig verab-

scheue, jedoch nie gesonnen sey, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden. Der christliche Priester faßte neuerdings ein ängstliches Bedenken; Quinoga suchte ihn zu beruhigen. „Du wärest wohl schon gerne aus unserm Lande fort, und weil denn der Abgang meines Vaters, der dießmal von seinen dienstlichen Verrichtungen frei gesprochen worden ist, sich noch ziemlich lange hinauszieht, so will ich dir morgen ein sicheres Mittel zur Abreise verschaffen. Quinoga brachte des anderen Tages unserm Schrödle eine vollständige chinesische Priesterkleidung. „Zieh' diese an," sprach das Mädchen, „sie allein schützt dich vor jeder Gefahr, und du kannst nun auf der offenen Heeresstraße unbedenklich deine Reise antreten. Hier hast du auch Reisegeld. Es ist meine ganze ersparte Baarschaft." Schrödle bewunderte den edlen Sinn der chinesischen Jungfrau; er erklärte ihr jedoch, daß er von der ihm angebotenen Kleidung keinen Gebrauch machen dürfe. „Der christliche Priester," sprach Schrödle, „ist verpflichtet, jede Verstellung, jeden Betrug mehr, als den Tod, zu fliehen. Laß mich daher, so wie ich bin, meines Weges ziehen, und empfange für die vielen erwiesenen Wohlthaten meinen innigsten Dank." Das Mädchen sah hoch auf, als es diese Worte vernahm. „Ich habe es mir einmal vorgenommen und zur heiligsten Pflicht gemacht, dir das Leben zu retten, und lasse mich durch Nichts davon abwendig machen. Ich führe und begleite dich so lange, bis du von einer Anhöhe aus die Gränze siehst, und ich dich außer aller Gefahr

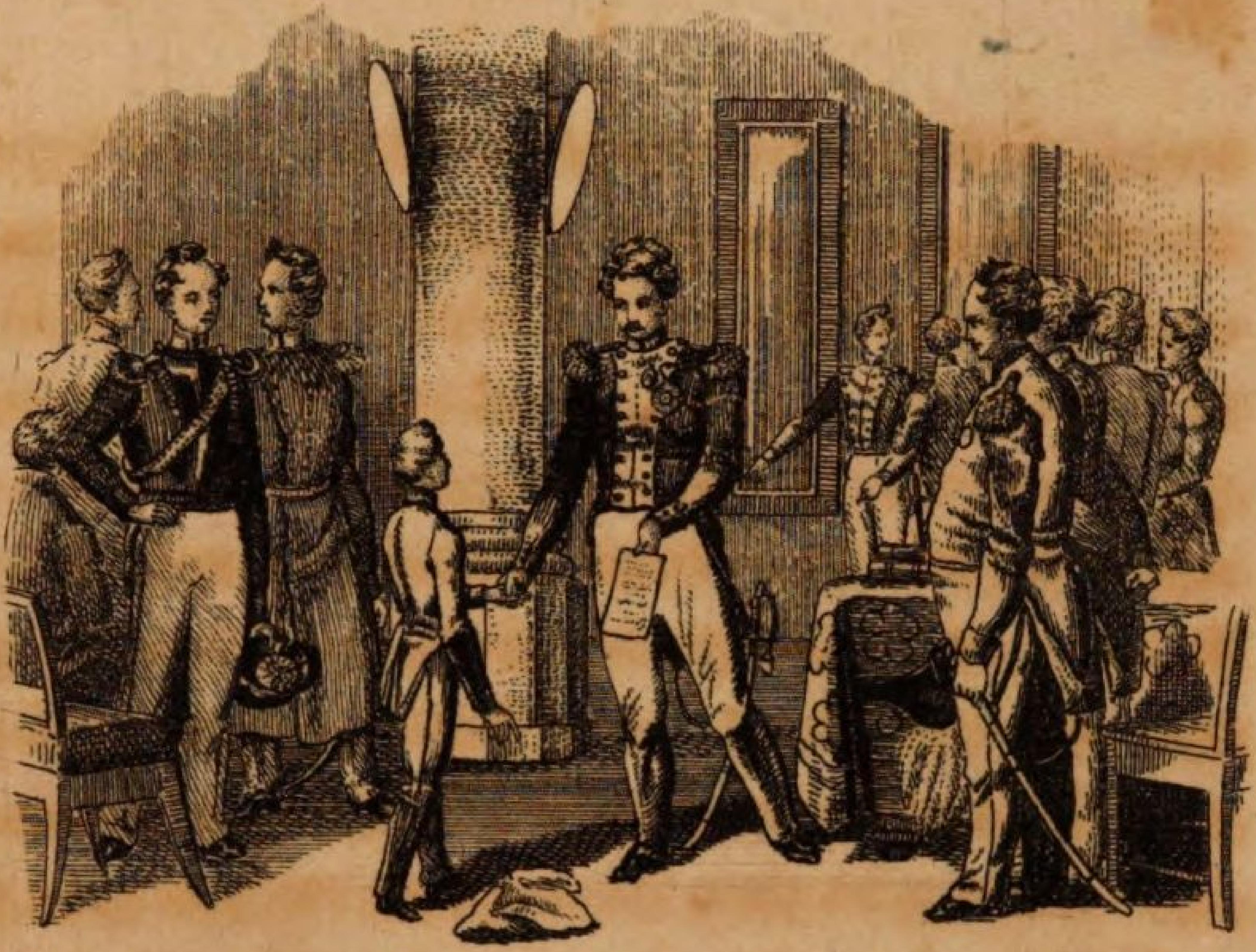
weiß. Mein Vater wird mich wohl einige Tage einsperren, wenn ich so lange ausbleibe; ich aber will die Strafe gerne erdulden, rette ich doch so ein unschuldiges Menschenleben."

Schrödle bot vergebens alle Bemühungen auf, das Mädchen von dem gefaßten edlen Rettungs-Vorsatze abwendig zu machen. Es führte den christlichen Priester auf einer viertägigen Reise, die durch die rauheste Wildniß sich krümmte, bis auf wenige Stunden zur Gränze des chinesischen Reiches. Die erwähnte Anhöhe ist erreicht und Quinoga im Begriffe, von dem geretteten Christen Abschied zu nehmen. Diesem treten die Thränen der innigsten Dankbarkeit in's Auge. „Ach!" so seufzt Herr Schrödle, „daß ich doch gar Nichts habe, was ich dir, edle Jungfrau, zum steten Andenken zurücklassen könnte! —" „Gib mir deinen Segen!" fleht Quinoga, und läßt sich, wie ihr, meine Kinder, hier auf dem Bildchen wahrnehmen könnt, auf die Kniee nieder. Der christliche Missionär sprach nun tiefgerührt den Segen über die chinesische Priesterstochter aus, und berichtete später diese Handlung, die ein edles Chineser-Mädchen an ihm verübte, an einen Vetter in der Schweiz, und von diesem haben wir dieselbe schriftlich bezogen, und diesem Büchelchen einverleibt.

Unter allen Himmelszonen
Edle Menschenherzen schlagen.
Wo Geschöpfe Gottes wohnen,
Sieht man Tugend Früchte tragen.

Richard, der junge Soldatenheld.

Richard war der einzige Sohn eines würdigen Generals, und von der frühesten Jugend auf Soldat mit Leib und Seele. Der Vater, dessen Brust mehrere Verdienstorden umschmückten, hielt seinem Richard einen geschickten Lehrer, und half mitunter selbst werkthätig bei, den Jüngling in allen jenen wissenschaftlichen Fächern auszubilden, womit Jener ausgerüstet seyn soll, der in den ehrenvollen Stand des Kriegers eintritt, und es hier nach und nach zu einer höheren Dienstesverrichtung bringen will. Richard umgriff jeden Lehrgegenstand mit einem wahren Feuereifer, und bracht' es auch im Fechten, Reiten, Exerciren, Grabensetzen u. s. w. in kurzer Zeit zu einem Grade von Geübtheit, der Jedem, welcher dem erst 14jährigen Knaben zusah, hohes Erstaunen entlockte. Richard bestürmte seinen Vater schier täglich mit der dringenden Bitte, er wolle ihn als Gemeiner in irgend ein Regiment einreihen lassen, damit er ja recht bald den Kriegsdienst kennen und betreiben lernen möchte. „Warte noch ein Jährchen, lieber Richard! dann hast du dich mehr ausgewachsen, und vermagst es leichter, die Mühseligkeiten eines Standes zu ertragen, der einem weichen, mit Gras und Blumen überzogenen Felsenhügel gleicht. So lange die Umhüllung ihn deckt, sitzt es sich sanft



Richard.

Stephan.

darauf; kömmt aber diese weg, dann spurt man erst das Harte und Holperichte." So der Vater. „Ich möchte mich aber auch mit dem Beschwerlichen schon früh' bekannt machen. Wer früh' dazu thut, bringt es schneller zu Etwas," erklärte Richard. „Zu frühe Baumblüthen fallen gewöhnlich am ersten ab;" entgegnete der General. „Ich halte mich aber schon für eine Frucht, die im Innern einen Kern hat; prüfe diesen einmal, lieber Vater!" heischte Richard. Der Vater lächelte, als er den Sohn so sprechen hörte, und verwieß ihn zu einer noch kurzen Geduld.

Das Frühjahr kam, der General bezog auf einige Monate ein Landgut, das im tiefen Gebirge lag. Unser Richard durfte mit, und freute sich nicht wenig; denn er war ein gewandter und fast leidenschaftlicher Jäger. Der rüstige Junge hatte einst einen verschmitzten rothhaarigen Hühnerdieb auf der Spur. Das ist der Fuchs, nicht wahr, liebe Kinder? Schon brach der Abend ein, Richard hatte gute 2 Stunden in's Schloß zurück, und schickte sich so eben an, den dahin leitenden Fußpfad einzuschlagen, als auf einmal drei vermummte, handveste Männer aus dem Gebüsche hervorbrachen, unsern Jüngling von vorn' und hinten angriffen, ihm in's Gewehr fielen, und den also übermannten Richard, der sich nach allen Kräften wehrte, an Händen und Füßen zusammenknebbelten. In einer solchen Lage war an kein Entgegensträuben mehr zu denken. Die Gauner verstopften unserm Richard den Mund, warfen ihm eine Binde um die Augen, und vorwärts ging's

jetzt auf einem rasselnden Karren über Stock und Stauden. Der sonderbare Transport währte über eine Stunde; jetzt fühlte der arme Junge sich von dem Karren abgeladen, und über mehrere steinerne Stufen hinaufgeschleppt. Nun hörte er einen Schlüssel im Schlosse rasseln, und eine Thüre knarrend aufgehen, fühlte es, daß man ihn auf einen kalten Boden niedersetzte, hierauf die hanfenen Bande von Händen und Füßen, und das rauhe wollene Tuch von dem Angesichte abnahm, und ihn in der nächtlichen Finsterniß zurückließ. Richard wußte lange nicht, wie ihm geschah; der wackere Junge hatte aber bei allen diesen schrecklichen Ereignissen nicht die nöthige Fassung des Geistes verloren. Er tappte mit den Händen und Füßen vorwärts, und überzeugte sich bald, daß er in einem wohlversperrten Thurmzimmer eingeschlossen sey. Jetzt fand er sogar ein Strohlager, einen gefüllten Wasserkrug daneben, und auch ein Stück Brod. „Zu was soll denn alles dieß?“ dachte Richard. „Die Schufte glauben sicher, Richard lasse sich hier so leicht eingesperrt halten, wie eine verjagte Maus. Ha, ha! die Wichte sollen ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Das soll ihnen bald so hell aufleuchten, wie die klare Morgenröthe, deren Ankunft ich noch geduldig abwarten will. Doch nein! das wäre feig gehandelt. Entsinn' ich mich doch, daß ich meine Lockpfeife in der Tasche habe. Das Eulennest hier kann nicht so fern' von menschlichen Wohnungen seyn, daß der Schall dieses noch ein-

zigen Hülfswerkzeuges nicht allenfalls ein menschliches Ohr erreichen möchte. Ich unternehm's."

Richard arbeitete sich mit den Händen an's Fenster vor, und stieß nun in das gellende Pfeifchen. Das Echo des Forstes gab mehrmalen den lauten Ruf zurück. Nicht zwei Minuten vergingen, da rasselte es im Schlosse, die Thüre ging auf, und herein traten 2 vermummte Mannsgestalten, von denen die kleinere eine düster flackernde Laterne trug. „„Gib das Pfeifchen heraus, Junge — oder —““ heischten die Männer. „Freiwillig nicht," antwortete Richard mit vester Stimme. Es kam zu einem anhaltenden Gebalge, die Männer konnten nur mit vieler Anstrengung zu dem Pfeifchen gelangen. „Was wollt ihr von mir? Wer gab euch das Recht, mit solchen Frevel- und Gewaltthaten gegen mich zu verfahren? War es auf meine kleine Baarschaft angesehen, so weigere ich mich nicht, diese euch hiemit auszuliefern, dann aber laßt mich in's Freie, wenn der ganze Handel für euch kein schlimmes Ende nehmen soll." So äußerte Richard, warf den Gaunern sein Geldbeutelchen vor die Füße hin, und schritt stolz und hastig der noch offenen Kerkerthüre zu. Die vermummten Männer sprangen rasch dazwischen, und erklärten mit dumpfer Stimme, daß ihnen mit dem Bagatell keineswegs gedient, sondern daß es ihre längst schon genährte Absicht sey, einen Ueberfall auf das Schloß des Generals auszuführen. Er, als Sohn desselben, müsse es am besten wissen, wo der Vater seine Baarschaft und Kostbarkeiten auf-

bewahrt habe. Solches solle er nun stracks bekennen, wenn er ja noch einmal das freie Tageslicht schauen wolle. „Erbärmliche Schufte!“ rief der Jüngling voll des gerechten Ingrimmes auf, „es wird euch leichter werden, mich um das Leben zu bringen, als zu einem Bubenstück zu vermögen.“ „Hm, hm!“ murmelte Einer der Männer, „zu dem Ersteren könnt' es immer kommen, wenn der junge Monsieur morgen kein sanfteres Liedchen anstimmt. Bis dahin geben wir ihm Bedenkzeit. Gute Nacht! Laß' er's sich schmecken dort bei'm Wasserkrug und Kommißbrod, und geh' er nicht zu unglimpflich mit den weichen Johannisfedern um — ha, ha! — Der junge Held wollte ja ohnehin immer Soldat werden. Wir thun ihm nun den Gefallen umsonst, das ihm vorläufig aufzutischen, was der zweifarbige Rock zu verkosten gibt.“ Unter diesen spöttischen Worten gingen die verkappten Männer ab.

Richard fühlte sich jetzt von der angedauerten Anstrengung der Jagd und des erlittenen Anfalls zu ermüdet, als daß er noch länger dem einladenden Bedürfnisse des Schlafes hätte widerstehen können. Er suchte das Strohlager, und schlummerte ruhig ein. Es war schon heller Tag, als er erwachte, und er überzeugte sich, daß schon Jemand bei ihm gewesen seyn müsse; denn hart neben dem Strohlager fanden sich Papier, Feder und Dinte, ein Bindfaden und ein überschriebener Zettel vor. Letzterer enthielt, daß er nur dann sein Leben zu retten vermöge, wenn er schriftlich das anzuzeigen suche, was man gestern

von

von ihm verlangt habe. Diese schriftliche Anzeige dürfe er nur an dem Bindfaden über das Thurmfenster hinablassen, und dann sicher auf seine Freiheit rechnen. Richard las den ihm vorgelegten Papierwisch, zerknitterte selben mit der Hand in gerechter Entrüstung, und schrieb auf das leere Papier die wenigen, jedoch inhaltsschweren Worte:

„Ich bin der Sohn eines tapfern Generals, und scheue mich, wie mein Vater — weniger, dem Tod in's Angesicht zu treten, als etwas zu begehen, was nur Feigheit verrathen und mir Schmach im Leben und selbst noch nach dem Tode zuziehen könnte. Richard.“

„Da haben's die Schufte nun auch schriftlich von mir, und bei dem bleibt's!“ so rief Richard aus, und ließ das Geschriebene an dem Bindfaden zum hohen Thurmfenster hinunter. Eine volle Glockenstunde mochte vergangen seyn, da öffnete sich neuerdings die Thüre, und die nämlichen drei Vermummten, die ihn des Tages zuvor der Freiheit beraubt hatten, traten in den Kerker, warfen dem Gefangenen eine dichte Binde um's Gesicht, und befahlen ihm, daß er ihnen ohne Sträuben dahin folgen möchte, wo man über sein künftiges Loos den Bescheid fällen würde.

„Es ist der Gang zum Tode! in Gottes Namen denn!“ dachte Richard, und folgte festen Trittes seinen verlarvten Führern. Es ging Stiegen ab-, hierauf vorwärts und zuletzt wieder einige Stufen aufwärts. „Halt! wir sind an Ort und Stelle!“ raunte jetzt Einer aus den Männern, und horch'!

jetzt begann auf einmal eine liebliche Blechinstrumenten-Musik, Becher erklangen und mehr denn zwanzig Männerstimmen brachten den fröhlichen Toast aus: „Es lebe Richard, der erprobte junge Soldatenheld!“ Dieser hielt sich jetzt nicht länger; mit aller Macht der gehobenen Hände riß er die Binde vom Angesicht, und als er nun um sich herum sah, fand er, daß er in einem weiten einstigen Burgsaal, daß nicht ferne von ihm der General, sein theuerer Vater, und in einem Halbkreise um diesen eine Versammlung von Officieren verschiedenen Grades stehe, und daß die Augen aller Anwesenden auf ihn gerichtet seyen.

Nun ging unserm Richard ein helles Lichtlein auf, und an eine im Kerker dahingebrachte Nacht knüpfte sich der freudigste Ehrentag. „Du hast die Probe bestanden, lieber Herzensjunge, die dir zugedacht worden ist, und trittst von heute an als Kadet in das Leibregiment. Handle als Krieger, als Vaterlands-Vertheidiger stets so, wie du vor wenigen Stunden als ein junger Mann von Ehrgefühl, als der Sohn eines Officiers, gehandelt hast.“ So mahnte der Vater, umarmte seinen jungen Soldatenhelden, und behändigte ihm, wie wir auf der vorstehenden Abbildung gewahren, das siegelgeschmückte Schreiben, welches Richard's Aufnahme in den ehrenvollen Militärverband enthielt. Ein fröhliches Mahl erfolgte hierauf.

Willst du als Krieger Ruhm erwerben,
Mußt kühn dem Tod in's Antlitz blicken,
Dem Feind nie zeigen deinen Rücken,
Gefaßt, den Heldentod zu sterben.

Stephan, der leutselige Fürstensohn.

Es war in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1793, als ein städtisch gekleideter junger Herr vor der offenen Thüre eines dörflichen Pfarrkirchleins Jagdflinte und Waidtasche ablegte, und in's Innere der Gotteshalle schritt, um der Andacht zu pflegen. Es stand nicht lange an, so erschien der Meßner, deckte den Taufstein auf, und richtete das Erforderliche zu dieser heiligen Kirchenhandlung her. Dem Manne mochten jedoch die Leute, die den Täufling bringen sollten, zu lange ausbleiben, denn unser junger Herr sahe und hörte es jetzt deutlich, daß der Meßner den Ministranten mit dem Auftrage in's Dorf abschickte, man möchte doch eilen, zu kommen, Sr. Hochwürden, der Herr Pfarrer, warte schon lange und habe für heute sonst noch nothwendige Verrichtungen.

Es verging noch eine Viertelstunde, und Niemand zeigte sich. Da murrte der Meßner laut, und verfügte sich wiederholt zur Kirchenthüre, um nachzusehen, ob denn der Taufzug noch nicht käme. „Endlich denn,“ murmelte der Mann unwillig in seinen Bart hinein, und blieb an der Kirchenthüre stehen. Jetzt zeigten sich hier, den barschen Kopf des Meßners abgerechnet, im Ganzen noch ein Manns- und ein Weibskopf, und ein kleiner Kindskopf, der aber noch in Windeln und Kissen eingewickelt war und

sich tragen ließ. „Wo ist — wann kömmt denn der Gevatter?“ fragte der Kirchendiener die Hebamme und den Vater des Kindes barsch.

„Herr Meßner,“ entgegnete Letzterer, „wir wären längst schon da, hätte mir der Hirtensohn, auf den ich mich fest verließ, nicht das christliche Liebeswerk abgeschlagen. „Ihr wißt's,“ fuhr der Mann fort und mühte sich vergebens, einen tiefen Seufzer zu unterdrücken, „unser Einem steht Niemand gerne zur Gevatterschaft.“ „Aber ohne Gevatter kann doch kein Kind getauft werden;“ schrie der Meßner. „Ich weiß es — weiß aber auch, daß ich zehn Stunden in der Gegend herum Gevatter bitten gehen und vor jeder Thüre eine abschlägige Antwort erhalten würde.“ So erklärte der Mann ruhig, und zerdrückte jetzt eine helle Schmerzensthräne unter den Augenwimpern.

„Wer ist der Vater des neugebornen Kindes?“ fragte jetzt der junge Herr, den der sonderbare Auftritt herangezogen hatte, den griesgrämigen Meßner. „Ein Schin — Abdecker wollt' ich sagen,“ antwortete Jener. „Ich steh' ihm Gevatter,“ rief der Fremde, „wenn's Jedermann recht ist.“ „Gott lohn' es Euch hier und jenseits!“ sprach der Abdecker. Der Zug schritt nun zu dem Taufsteine, wo bereits der Priester auf denselben harrte. Als dieser den ihm gänzlich unbekannten, noch ziemlich jugendlichen Gevatter fragte: „Wie soll das Kind heißen?“ gab Letzterer zur Antwort: „Stephan Friedrich Johann Albert.“ Der Herr Pfarrer stutzte, legte jedoch dem Täufling ohne Bedenken das ihm vorgesagte Na-

mens = Doppelpaar bei. Die heilige Handlung war vorüber, die Anwesenden begaben sich jetzt in die Sacristei, wo der Herr Pfarrer die Einschreibung in's Taufbuch vornahm, und dem Gevatter des Kindes sehr manierlich die Feder darreichte, damit er seinen Tauf = und Zunamen in die geeignete Spalte eintragen könnte. Der junge Mann that's, machte das Taufbuch zu, zog seine Geldbörse und theilte die Thalerstücke, die sich darin befanden, an den Geistlichen, an den Meßner und an die Hebamme aus; dem Täufling aber legte er einen von der rechten Hand abgezogenen, goldenen Siegelring auf das reinliche Kissen, das die schuldenreine Kindsgestalt umschloß, mit den Worten: „Lieber Gevatter! nehmt vorerst für meinen Taufpathen diesen Ring, und hebt denselben für euern Kleinen auf, bis er groß wird. Das baare Pathengeschenk folgt nächster Tage und möglich, daß wir uns dann neuerdings sehen. Jetzt muß ich fort, denn nicht ferne von hier harren auf mich die Meinigen, die durch mein längeres Wegbleiben in Befremdung gesetzt werden müßten. Lebt wohl!"

Die Anwesenden machten natürlich große Augen; der Herr Pfarrer besahe jetzt den Siegelring, hierauf das eingeschriebene Buch, klopfte dem Abdecker auf die Schulter und sprach äußerst freundlich die Worte zu ihm: „Mann Gottes! ich wünsche Euch Glück. Ihr habt in der That für euern kleinen Stephan nicht nur einen reichen, sondern auch vornehmen und ungemein leutseligen Taufpathen bekommen. Es ist

der Sohn Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von F....r."

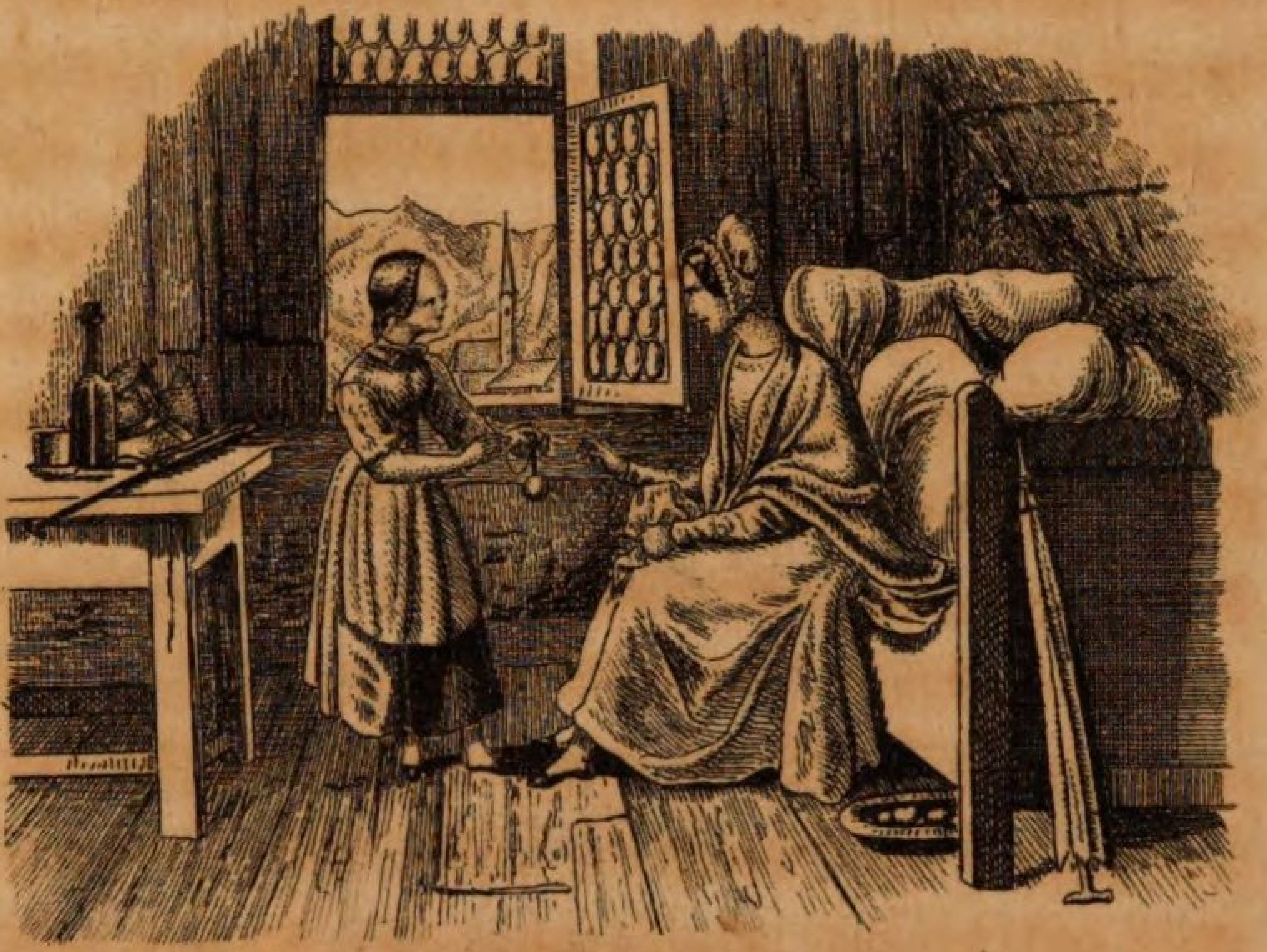
Dankgerührt faltete der hocherfreute Abdecker die Hände, blickte fromm zum Himmel und sprach: „Wenn fürstliche Leutseligkeit so weit vorgreift, dann muß wohl nach und nach das bürgerliche und bäuerische Vorurtheil schwinden."

Durch's Leben hin
Leutsel'ger Sinn
So lieblich wie ein Sternchen flimmt,
Als Leuchte für die Nacht bestimmt.

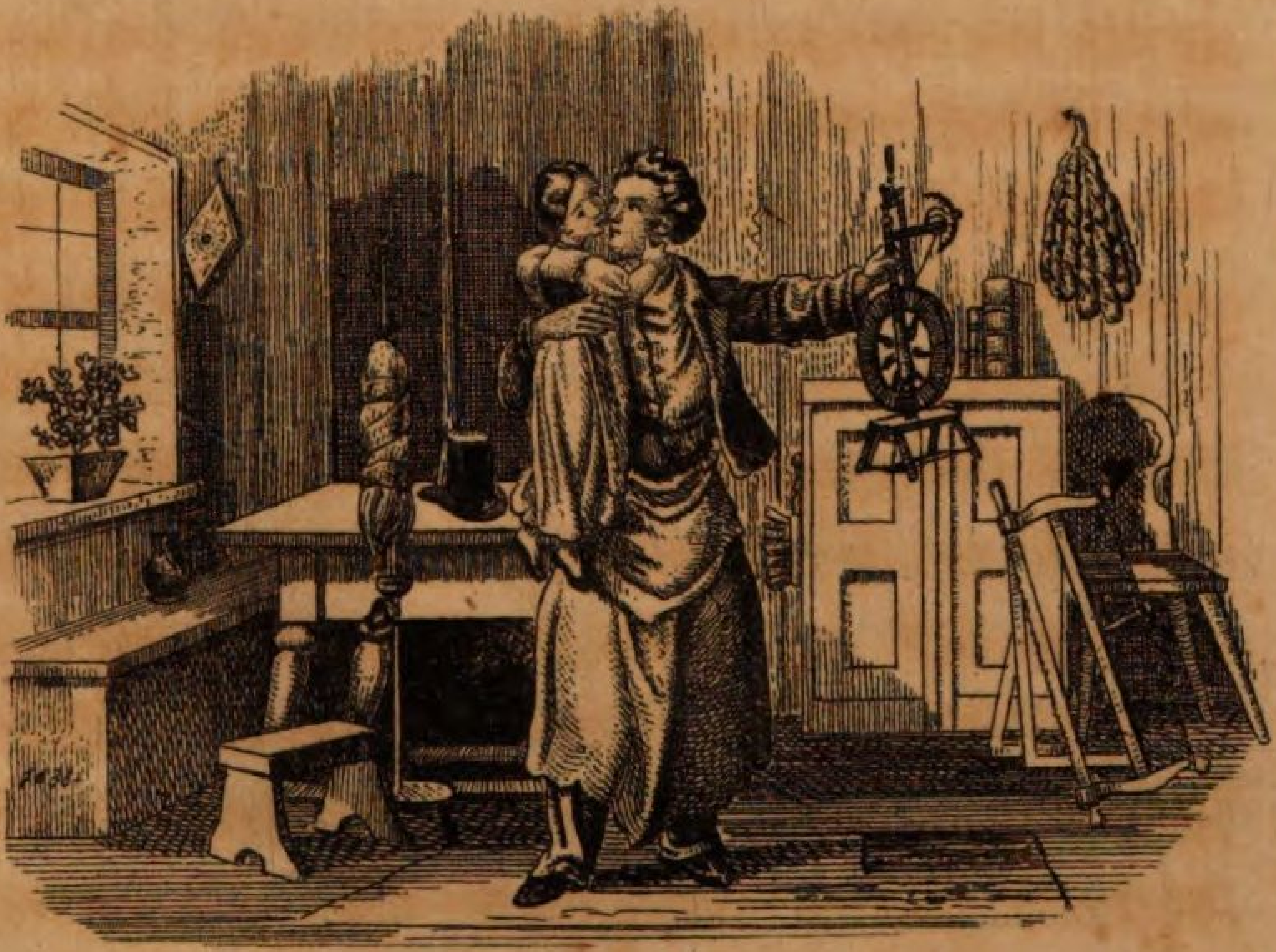
Theodelinde, die kleine Krankenwärterin.

In dem einfachen Wirthshause eines Dörfchens an der Tyroler Gränze war eine reinlich angezogene Frauensperson angekommen, die ein Glas Wein forderte. Der etwas rauhe Wirth äußerte: Wein habe er keinen, guten abgelegenen Kirschengeist aber könne er ihr geben, so viel sie wolle.

Ist man bedrängt, so macht man aus der Noth eine Tugend. Die Frau, die sehr blaß aussah, bestellte sich ein Gläschen Kirschengeist und schlüpfte einige Tropfen daraus, jedoch mit ansichtlichem Widerwillen. Bald klagte sie über heftige Magenschmerzen und verlangte ein Zimmer. Der Wirth sprach:



Theodolinde.



Ursula.

„Zimmer gibt's bei uns keines, wohl aber eine Dachkammer kann ich der Madame anweisen, wenn sie damit vorlieb nehmen will.“

„In Gottes Namen!“ äußerte die Frau, „führt mich hinauf.“

Der Wirth rief sein Weib, die war noch rauher, als der Mann, führte unter hörbarem Gemurre die Fremde in die Kammer hinauf, und wollte sie hier allein lassen.

„Habt ihr keine Magd, die bei mir gegen einen guten Lohn aufbleiben und mir von der Stadt das Nöthige, dessen ich zur Stillung meines Kolikleidens bedarf, holen kann? Ich zahle ja gern, sprach die fremde Frau.“

„Die Magd,“ sprach das Weib, „hat im Stalle und bei der Wirthschaft zu thun, und da wird man müde und ist froh, wenn die Nacht kömmt und man ausruhen kann. Wie sie nur hat auf's Dorf gehen mögen, wenn sie weiß, daß sie nicht recht gesund ist?“

„Ach, liebes Weib!“ erwiderte die Kränkelnde im sanften Tone, „die Aerzte haben mir eine Fußreise auf's Land vorgeschlagen, und ich sah nicht voraus — daß —“ „„Vorgesehen und nachbedacht, hat Manchen schon ganz klug gemacht,““ fiel die Wirthin ein und legte im altbäuerischen Klugheitsdünkel die Spitze ihres Zeigfingers an die tiefgerunzelte Stirnenhaut. „Inzwischen sagte sie, daß sie Geld habe; nun da läßt sich eine Ausnahme von der Regel machen. Unsere alte Näherin da d'rüben hat

ein verwais'tes Soldatenkind angenommen, mit einem recht vornehm klingenden Taufnamen. Theodelinde heißt sie. Braucht man doch das ganze Maul dazu, bis man das Namensgezeug heraus hat. Dieß Mädchen hat schon manchem Kranken im Dorfe aufgewartet."

„Holt mir das Mädchen — ich will es ihr und Euch lohnen," äußerte die Fremde.

Theodelinde erschien, ein schlankes, liebenswürdiges, sanftes Mädchen. Die Frau war mit dem guten Kinde bald so vertraut, daß jeder Eintretende, der Beide sprechen, gehört, geglaubt haben würde, Beide seyen schon seit Jahren miteinander umgegangen, oder wohl gar Mutter und Tochter. Theodelinde war in Allem, was sie that, die einnehmende Willfährigkeit selbst. Sie erbot sich von freien Stücken, in's nächste Dorf zu dem dortigen Herrn Pfarrer zu springen und Wein zu kaufen. Bevor ein Stündchen verflog, war das flinke Mädchen zurück, und brachte auch noch ein Bisquit und schmackhafte Aepfel mit, die der brave Seelsorger unserm guten Mädchen dareingab. Der krankhafte Zustand der fremden Frau besserte sich allgemach, und sie gewann Theolinden, die arme Soldatenwaise, ihre kleine dienstfertige Krankenwärterin, so lieb, daß sie dieselbe zu sich und an Kindes Statt anzunehmen versprach. „Ich bin eben nicht arm," sprach die gute Frau, „habe kein Kind und bedarf einer sanften Hand, die mich so lange pflegt, bis der Engel des Todes mir das Auge schließt. Willst du mit mir, liebes Kind?"

„O ja, von Herzen gerne — meine zweite, meine gütige Mutter!“ so jubelte die zehnjährige Kleine.

„Nun — begann die Frau neuerdings, — so nimm denn als erstes mütterliches Andenken dieses goldene Uehrchen, mit meinem Namen bezeichnet, wie du siehst, und richte noch heute deine Sachen zusammen; denn morgen geht's nach W * * l. Dieses schöne Landhaus ist das uns zunächst liegende.“

„Gnädige Frau Baronin!“ rief Theodelinde aus, die inzwischen die Aufschrift auf dem mit Steinen besetzten Uehrchen gelesen hatte, „verzeihen Sie gütigst, daß ich — — diese Uhr — sie ist wahrlich zu schön, zu kostbar für mich — —“

„Keine Widerrede, liebe Tochter! Was eine gute Mutter gibt, soll und darf ein folgsames Kind nicht zurückweisen.“ So lispelte die Freifrau.

Theodelinde war der Liebling der guten Baronin von St . . . r, und als diese sanft in eine bessere Welt hinüberschlummerte, die glückliche Erbin eines bedeutenden Nachlasses.

Sey dienstgefällig,
Du wirst allmählig
Die Gunst der Menschen dir erringen,
Und glücklich seyn in allen Dingen.

Ursula, die belohnte Spinnerin.

Ulrich Dorfner nährte sich als ein Zimmergeselle in einem großen Dorfe der Rheinpfalz. Er hatte 3 Kinder, 2 Knaben und ein Mädchen. Letzteres war das jüngste der Dorfner'schen Kinder, trug den Nahmen Ursula, und sahe erst dem sechsten Lebensfrühlinge entgegen. Der Vater hatte seine Ehehälfte, ein braves, häusliches Weib, erst vor 2 Monaten verloren, und beschloß, nimmer zu heirathen. Die selige Dorfner war als die flinkeste Feinspinnerin in der ganzen Rheinpfalz bekannt gewesen, und von ihr war auch schon die kleine Ursula zu dieser nützlichen Beschäftigung angehalten worden. Das Kind spann bereits einen solch' feinen Faden, daß es schier alle Glaubwürdigkeit überstieg, als habe ein fünfjähriges Mädchen es schon so weit in dieser weiblichen Hausbeschäftigung bringen können. Indessen — es war doch so. Zufälliger Weise besuchte die erlauchte Frau Gräfin von Nesselrode Hugenport jenen städtischen Weber, wo Dorfner ein Garn wirken ließ. Die erhabene Dame, eine Kennerin weiblicher Arbeiten, bewunderte den äußerst feinen, gleichen und auch haltbaren Faden, und ihre Bewunderung erstieg den Grad des Erstaunens, als der Weber ihr unterthänig vermeldete, Ursula, die noch nicht sechsjährige Tochter des Zimmergesellen Dorfner, habe dieses

herrliche Garn gesponnen. Die erlauchte Frau ließ die kunstfertige Kleine zu sich auf das Schloß beschei= den, legte dem kleinen Mädchen selbst den Rocken an, und überzeugte sich mit eigenen Augen von dem, was man ihr berichtet hatte. Die Frau Reichsgrä= fin beschenkte das Kind reichlich, und wünschte, selbes in ihrer Nähe zu haben. Es war gerade eine herr= schaftliche Zimmermeistersstelle ledig, und diese er= hielt jetzt der glückliche Vater unserer belohnten klei= nen Spinnerin. Man stelle sich die Freude des gu= ten Mannes vor. Als er vom Schlosse aus nach Hause kam, und sein braves Ursel'chen bei'm Spinn= rädchen antraf, da wurde sein Entzücken so lebhaft, seine Liebe zu dem guten, fleißigen Kinde so über= schwänglich, daß er, wie wir im Bildchen sehen, sein kunstfertiges Töchterchen sammt dem Spinnrädchen mit beiden Händen zu sich emporhob, und die ge= liebte Kleine so sehr herzte und abküßte, daß das muntere Dingelchen halb ernst=, halb scherzhaft aus= rief: „I Väterchen! drück' mir nur nicht den Hals und meinem Rädchen den Kragen ab."

Fleiß und Kunstfertigkeit
Gefällt zu jeder Zeit,
Und wirbt hienieden schon
Um hohen Ruhm und Lohn.

Veronica, die emsige Pflanzensammlerin.

Ein Pflanzenliebhaber aus einer großen deutschen Stadt traf eines Tages, als er auf den Alpenhöhen herumkletterte, ein etwa 10jähriges Mädchen, welches sich äußerst emsig mit Pflanzensammeln abgab. Das fleißige Kind hatte nicht nur einen aufgefüllten Korb vor sich stehen, sondern auch schon ihr aufgestülptes Schürzchen ganz voll. Der städtische Herr weidete sich einige Minuten hindurch stillschweigend an der rastlosen Thätigkeit des lieblichen Mädchens; dann aber trat er demselben näher, die Frage stellend: was sie denn mit den vielen Pflanzen mache?

„Der Vater und ich verkaufen sie im getrockneten Zustande an die Pflanzenhändler, welche aus der Stadt zu uns kommen,“ erwiderte das Mädchen.

„Wer ist denn dein Vater, liebes, fleißiges Kind?“ fragte der Fremde.

„Der blinde Bader im Dorfe da d'runten,“ antwortete die Kleine.

„Was —“ fuhr der Fragende fort, „du hast einen Vater, der blind ist? Du armes Kind! sage mir, wie hat er sich dieses fühlbare Uebel zugezogen?“

„Durch vieles Studieren und Bücherlesen in seiner Jugend, und durch heimlich vergossene Thränen, weil die Mutter seligen Angedenkens 7 volle

Veronika.

Wilhelm.

Jahre an einer unheilbaren Krankheit zu Bette lag, und weder der Vater, noch ein anderer Arzt ihr helfen konnte. Es ist nun schon der zweite Sommer, seit die Gute unter dem Grabeshügel liegt." In diesen, mit einem tiefen Seufzer belegten Worten, bestand die Erklärung der kleinen Pflanzensammlerin.

Der Fremde ging sie nun an, daß sie ihn in das Dorf und Haus führen möchte, wo sie und der blinde Vater wohnten. Das Mädchen zeigte sich alsbald dazu bereit.

Als beide in das Stübchen eintraten, wo der sonst noch rüstige, jedoch staarblinde Mann sich mit dem Einpacken getrockneter Pflanzen in hergerichtete Papierrollen beschäftigte, traf er ringsum die deutlichen Spuren einer unverschuldeten Erarmung. Der hiedurch gerührte Städter wollte dem blinden Dorfbader und dessen emsiger Tochter eine nicht unbedeutende Unterstützung zufließen lassen, ohne ihrem Zartgefühle zu nahe zu treten. Er erzweckte dieses dadurch, daß er alle vorräthigen Pflanzen ankaufte, selbige sogleich, wie das Bildchen zeigt, bezahlte, und für die Zukunft große Bestellungen machte. Wie segnete das arme Menschenpaar den Augenblick, der den mildherzigen Stadtherrn in ihr Stübchen geführt hatte! Doch bald erhielt der blinde Bader und dessen Töchterchen Veronica die volle Ursache, der gütigen Gottheit noch mehr zu danken, die es fügte, daß sie mit dem gütigen Stadtherrn bekannt wurden. Von einem wohlthätigen, geselligen Vereine in der Stadt langte eine bedeutende Geldsendung, und bald

darauf ein berühmter Augenarzt selbst an. Dieser nahm an dem blinden Manne mit Einsicht und Glück die Operation vor, und verschaffte dem hoch erfreuten Bader wieder das reine Gesicht. Da erschwang sich aus dem Gemüthe des Vaters und der Tochter ein lautsegnendes Dankgebet zum Himmel, und erfreulicher Wohlstand kehrte wieder in das Häuschen zurück, wo Jahre hindurch quälende Armuth die besten Menschenherzen gedrückt hatte. Der Bader, ein geschickter Mann, konnte wieder sein Geschäft betreiben, und er, wie auch Jeder, der die gute Veronica kannte, rühmte ihren Fleiß, und man nannte sie bald allgemein nur die emsige Pflanzensammlerin.

Mühe dich in früher Jugend,
Beizulegen dir die Tugend
Frommen Fleißes, flinker Emsigkeit,
Die auf deine Pfade Blumen streut.

Wilhelm, der gehorsame Knabe.

„Wilhelm!“ so sprach Frau Walter, die Kirschnerswittwe in dem Städtchen Miltenberg am Mainstrome, zu ihrem neunjährigen Söhnchen, „nun gehab' dich wohl, und führe dich gut auf, bis ich wieder komme. Ich bin, wo nicht noch heute Abends, doch wenig-

stens bis Morgen Mittags wieder bei dir; denn bis dahin denk' ich, daß ich das Geschäft mit dem Onkel in Wertheim in's Reine gebracht habe. Sei mir recht fleißig und aufmerksam in der Schule, und wenn diese aus ist, dann geh' nach Hause, stracks nach Hause, und laß dich ja nicht mit Gassenkindern in Etwas ein. Ich habe dir in der Schublade da d'rinnen Brod und Obst zurückgelassen, damit dir Nichts abgeht. Das Mittagsessen wird dir die Magd des Adlerwirthes bringen. An Büchern, worin du dich im Lesen üben, und die Zeit vertreiben kannst, fehlt es dir auch nicht. Also, Wilhelm, noch einmal — gehab' dich wohl! Halte, so lange ich aus bin, gut Haus, und bleibe mir zu Hause, damit ich nichts Unangenehmes erfahre, wenn ich zurückkomme."

Kinder! wir haben gehört, wie eine gute, vorsichtige Mutter, die eine Reise zu machen hat, ihren kleinen Sohn anweiset, was er zu thun und zu lassen habe. Nun ist die Frage: „Wird Wilhelm auch das thun und lassen, was die Mutter ihm befohlen und verboten hat? Seine Pflicht und Schuldigkeit ist's; denn Kinder sollen ihren Aeltern folgen, die verständiger als sie sind, die, wenn sie etwas schaffen oder verbieten, es gut mit ihren Kindern meinen. I nu! wir wollen sehen, wie unser Wilhelmchen sich aufführt."

Es ist Zeit, in die Vormittagsschule zu gehen. Wilhelm packt seine Bücher und sein Schreibheft auf, und begibt sich dahin. Es ist heute Samstags; der hochwürdige Herr Schulinspector tritt um die neun-

te Stunde in's Schulzimmer ein, und nimmt den Religionsunterricht vor. Unser Wilhelm ist unter denen, die aufgerufen werden, und weil er denn gestern Abends mit der Mutter die drei Abschnitte in dem Catechismus einige Male durchgegangen hat, kann Wilhelm unter allen Mitschülern seine Sache am besten, und der Herr Schulinspector schenkt ihm ein schönes Lesebüchelchen. Darüber freut sich nun der fleißige Kleine ungemein. „O, nun hab' ich etwas Neues zu lesen," denkt Wilhelm bei sich, „da soll mir die Zeit zu Hause gar nicht lange werden." Die Schule ist aus, Wilhelm ist kaum vor der Thüre der Schulwohnung d'raußen, da machen sich einige Knaben an ihn, und wollen das Büchelchen sehen. Unser Wilhelm ist ein guter Junge, der nicht leicht einem Andern Etwas abschlagen kann. „Geh' mit uns," spricht Ralf, der Fischerssohn. „Du siehst, es ist heut' ein wunderschöner Tag. Wir setzen uns alle zusammen in's Freie hinaus, und lesen das Büchelchen da." Ein anderes Mal," spricht Wilhelm, wenn es meine Mutter erlaubt. Sie ist heute früh' nach Wertheim verreis't, und hat es mir streng eingebunden, zu Hause zu bleiben." — „Du bist eine wahre Stubenhenne," spricht Ralf. „Geh' in dein dumpfes Nest, wir brauchen dich nicht," setzt der Fischersjunge hinzu, und entfernt sich. Wilhelm erwidert kein Wörtchen darauf, sondern geht nach Hause, und lies't in dem Büchelchen, das er heute geschenkt bekommen hat. Nachmittags ist keine Schule. Unser Knabe macht sich über sein

Schreib-

Schreibheft. „Was ich heute abführe, darf ich morgen nimmer thun, wo Mütterchen zurückkömmt, und wir Beide ganz sicher einen Ausflug in's Freie vornehmen werden, wenn es schön bleibt." So spricht Wilhelm mit sich selbst und schreibt. Da wird's auf einmal laut und schier stürmisch vor der Stubenthüre d'raußen, und wie ein kleines Sturmwetter selbst dringt Ralf und nach ihm ein halbes Dutzend städtischer Knaben in's Zimmer, und wollen unsern Wilhelm mit sich fort haben. „Leg' das Geschreibsel weg," lärmt der Fischerssohn, „und komm' mit uns! Ich gebe heute eine Schiffsparthie auf dem Main. Bei mir sind auch Vater und Mutter nicht daheim; ich aber mache mir wenig daraus. Der Zimmermann ist mit der neuen Ziele fertig geworden; mit dieser stechen wir heute in die See, nicht wahr, Kameraden?" „Ja wohl, und der Wilhelm muß auch mit, wenn es recht lustig werden soll," riefen die übrigen Knaben einstimmig. „Ein anderes Mal, wenn meine Mutter zu Hause ist und es zugibt, herzlich gerne!" äußerte Wilhelm „heute aber kann und darf ich nicht." Ralf und dessen Begleiter gingen neuerdings und hierauf noch mehrmalen mit allen Vorstellungs- und Beredungsmitteln dem Wilhelm zu Leibe, daß er die schöne, lustige Stromfahrt mitmachen möchte; doch unser Knabe vergißt nicht, was die Mutter ihm befohlen und verboten hat, und ist nicht aus dem Stübchen fortzubringen. Ralf und dessen Gesellen probiren's mit Spott- und Stichreden; Wilhelm läßt sich weder von seiner

Fassung, noch von der Geduld, unverdiente Vorwürfe still zu ertragen, abbringen; er ist und bleibt zu Hause.

Der muntere Knabenhaufe stürmt fort. Das Zimmer, worin Wilhelm schreibt, hat die freie Aussicht auf den Mainstrom und unsern Knaben zieht es jetzt doch an's Fenster, um zu sehen, wie Ralf und seine anderen Mitschüler die so sehr gerühmte Schiffsparthie in's Werk setzen. Wilhelm erschaut's nun wirklich, wie die Knaben in die nagelneue Ziele einstiegen. Ralf faßt das befestigte Ruder vorn, ein anderer Knabe das hinten sich befindende Ruder an. Man stößt die Ziele vom Ufer. Die in dem beweglichen Fahrzeuge stehenden Knaben schwenken in den Händen ihre Hüte und Mützen, und es wird jetzt von Allen das schöne Schifferliedchen angestimmt:

Laßt den Strom hinab uns gleiten
In der leichten Ziele,
Und im Fluthenspiele
Dieses Lebens Bild uns deuten!

Schiffen müssen wir durch's Leben,
Flink das Ruder schwingen,
Soll es uns gelingen,
Land und Heimath zu erstreben.

Wenn auch Sturm und Wellen toben,
O, nur nicht verzaget!
Der gewinnt, wer's waget,
Und den Muth'gen wird man loben.

Trau' im stürmischen Getümmel
Auf den Herrn da oben!
Aug' und Herz erhoben,
Und die Fahrt geht in den Himmel.

Wilhelm sah und hörte Alles dieß, und nun fing es ihn doch zu reuen an, daß er die schöne, lustige Schiffspartie ausgeschlagen. „Mütterchen hätte es ja nicht erfahren, und — doch nein, Wilhelm! es wäre allemal Unrecht von dir gewesen, und hättest du der Mutter denn auch so recht aufrichtig, wie bisher, in's Gesicht schauen können, stäcke der Vorwurf in deinem Herzkämmerchen darinnen: Du hast das Verbot der guten Mutter übertreten, du bist ungehorsam gewesen? Nein, nein! gutes Mütterchen! das sollst du nicht an deinem Wilhelm erleben. Ich bin nun froh, daß ich dir gehorcht, und die Zielenfahrt nicht mitgemacht habe."

So lautete das Selbstgespräch unseres braven Jungen. Er hatte es nun mit sich selbst so weit gebracht, daß er gleichgültig auf den Strom hinaus- und dem lustig dahingleitenden Fahrzeuge nachschauen konnte. Wilhelm's ruhige Gemüthsstimmung wurde jedoch auf einmal von einer anwachsenden Angst umlagert. Er gewahrte es nämlich, daß Ralf, der das Vorderruder führte, durch Achtlosigkeit es übersehen habe, der gefährlichen Tiefe auszuweichen, die der Main an einer Stelle des jenseitigen Ufers, besonders für ein leichtes Fahrzeug, wie das von den Knaben bestiegene war, haben mußte. „Gott im Himmel! steh' ihnen bei!" rief der gefühlvolle

Knabe. Kaum aber waren diese wenigen Worte ausgesprochen, als Ralf auch schon im Mainstrome lag. Der verwegene Junge hatte sich zu weit aus der Ziele vorgebeugt, und das Ruder denselben in die Tiefe hinabgeschleudert. Im Nu war jetzt Wilhelm auf der Gasse d'raußen, und erzählte händeringend das Geschaute Jedem, der ihm begegnete. Einige Männer eilten an den Strom hin, Wilhelm voraus, und man faßte jetzt die hohe Lebensgefahr in's Auge, mit welcher die Knaben zu kämpfen hatten. Es wurde stracks ein größeres Schiff vom Ufer abgestoßen, worin man ihnen zu Hülfe kam. Die Männer erkundigten sich nun um den in's Wasser hinabgestürzten Ralf, die Knaben aber, die Alle vor Angst und Schrecken kein lautes Wort von sich zu geben vermochten, zeigten mit den Fingern vorwärts. Zwar leitete man sogleich alle nur thunlichen Auffindungs-Versuche ein, sie kamen jedoch schon zu spät. Ralf's tiefbestürzte Aeltern erfuhren erst des anderen Tages zu ihrem größten Leidwesen, daß man unter dem Räderwerk einer Mühle den Leichnam eines jungen Menschen aufgefunden habe.

Die traurige Begebenheit machte auf die Einwohner des rührigen Städtchens Miltenberg einen tiefen Eindruck und einen ähnlichen wohl auch auf das Herz unseres gefühlvollen Wilhelms; das läßt sich denken. Frau Walter kam noch Abends von ihrer Reise zurück. Der kleine Sohn erzählte ihr umständlich Alles. „Siehst du, Wilhelmchen,“ fing nun die Mutter an, „wie gut es ist, wenn man den Aeltern folgt! Würdest

Xaxu.

Beno.

du mir wohl so froh und ruhig in's Auge schauen können, hättest du dich von deinen Mitschülern zu der Fahrt auf dem Strome verleiten lassen, die so gefährlich und traurig ausfiel? Du bist standhaft im Guten, bist gehorsam geblieben, und das verdient belohnt zu werden. Der gute Onkel in Wertheim hat sich um dich und deine Aufführung genau erkundigt, und sendet dir durch mich dieses schöne Bilderbuch. Siehst du! der ehrwürdige Mann hat dir zum Beweise, daß er Ursache hat, mit dir zufrieden zu seyn, sogar seinen Namen und auch einige Verse eingeschrieben, die für dich eine wichtige Lehre enthalten. Lies sie einmal!"

Der gute, gehorsame Wilhelm drückt so eben, wie das Bildchen uns gar lieblich zeigt, das schöne Geschenk des Onkels an sein erfreutes Herz, entfaltet hierauf das schöne Bilderbuch, und lies't die Verse, die vornher stehen:

Sey und bleib' gehorsam stets!
Laß durch Nichts zum Bösen dich verführen!
Gut zu seyn — sey dein Gesetz,
Und du wirst den Himmel in dir spüren.

Xaru, die gute Janitscharen-Tochter.

Im heft'gen Zorne hat ein Janitschar
Sich gegen seinen Hauptmann aufgelehnt;

Derselbe soll, wie ganz genau und klar
Das Strafgesetz ihm zuerkennt,
Erleiden ohne alle Gnade
Anjetzt die scharfe Bastonade.

Die Schuhe löset schon der Krieger ab,
Die blose Ferse hält ein Anderer ihm.
Ein Dritter schwingt bereits den Kuntenstab,
Da tönet eine Mädchenstimm':
„O haltet ein! o seht! mit Freuden
Will ich für ihn die Strafe leiden.“

„Es ist mein theurer Vater, den man schlägt,
Der mich erzog und nährt; das ist genug!
Am Fuß er jene tiefe Wunde trägt,
Die ihm der Feind im Kriege schlug.
Der Strafe reich' ich meine Füße.
Die Schuld des Vaters gern' ich büße.“

So spricht das Mädchen, reicht den blosen Fuß
Der hocherhob'nen, scharfen Geißel hin,
Und dieser Worte rührender Erguß
Erweicht des Hauptmanns strengen Sinn,
Und einzuhalten auf der Stelle
Gibt er die nöthigen Befehle.

Da zieht der Vater an die volle Brust
Die gute Tochter, drückt die Hand ihr lind,
Und Alles schaut die That mit hoher Lust,
Die ausgeführt ein liebend' Kind.
Der guten Xaru tönt entgegen
Von allen Lippen Heil und Segen.

Ynoch, der edle Mohrenjüngling.

In einer glänzenden Karosse und mit einem zahlreichen Gefolge von Dienenden war im Sommer 1817 ein junger Engländer in Pyrmont angekommen, stiftete hier sich eine weitschichtige Wohnung, und besuchte das Heilbad. Die Augen solcher Badgäste, die mit den gemalten Glücksblättern recht gut umzugehen und aus dem Kartenspiele für sich eine nährende Profession zu machen wissen, waren sehr bald auf den jungen, reichen Engländer gerichtet. Die listigen Börsenfeger führten ihren wohl eingefädelten Plan durch, das heißt, sie wußten den jungen Mann so an das Pharospiel zu fesseln, daß er schier Tag und Nacht nicht aus dem Spielzimmer kam, und so lange fortspielte, bis er Nichts mehr bei sich hatte, was verspielt werden konnte.

Jetzt erhielt der Engländer einen Brief von London. Er öffnete ihn hastig, wurde bleich, wie eine Leiche, als der Brief keine sonstige Anlage, einen Wechsel allenfalls, enthielt, und stürzte rasch aus dem Spielzimmer fort.

In der gemietheten Behausung angekommen, rief der junge Mann seine Dienerschaft zusammen, kündigte selbiger eine schnelle Abreise an, welche der Näherführung und des steilen Gebirges wegen nur von ihm allein, und zwar zu Fuße unternommen werden könne, und zahlte Jedem einen Monatsgehalt voraus;

Zu dem Dienstpersonale unseres Engländers gehörte auch ein junger Mohr, den sein Herr mehr aus sonderlicher Laune, als der Nothwendigkeit wegen, angenommen hatte. Ynoch nannte sich der schwarze Jüngling aus Afrika. Die übrige Dienerschaft hielt den guten Ynoch, der Alles mit sich machen ließ, zum Umwenden des Bratspießes in der Küche an, und nannte ihn spottweise nur den dummen Küchenteufel. Der arme Junge war bisher immer die Zielscheibe des bissigen Witzes gewesen, und mußte sich mit den schon halb abgenagten Knochen begnügen, die man ihm zuwarf. Ynoch litt Alles mit einer beispiellosen Geduld, und beschwerte sich nie über das, was man ihm anthat, bei seinem Herrn.

Dieser stand jetzt einsam, wie ihr, meine Kinder, auf dem Bildchen sehet, an dem schauerlichen Felsenabhange eines dichten Waldes, in der rechten Hand eine scharfgeladene Pistole; da langte keuchend der schwarze Ynoch an, und warf sich athem- und sprachlos zu den Füßen seines Herrn, dessen erlittenes Spielunglück er zu erfahren Gelegenheit gefunden hatte. In der einen Hand hielt der junge Afrikaner eine Geldrolle, in der andern ein offenes gesiegeltes Papierblatt.

„Was willst du, junger Teufel?“ fragte der Engländer den Mohren in einem Tone, aus welchem die Verzweiflung hervorbrüllte.

„Sie retten, Sie dem Leben erhalten, gnädiger Herr!“ erwiderte Ynoch, und streckte jetzt flehend die gefalteten Hände zu ihm empor.

„Da kommst du wahrlich zu spät, und krächzest dein Bekehrungsliedchen tauben Ohren, schwarzer Rabe! ha, ha!“ fiel der Engländer dem guten Ynoch in's Wort, und schlug jetzt ein lautes, fürchterliches Gelächter auf. „Du weißt wohl noch nicht, daß mein Onkel Alles erfahren und mich solenniter enterbt hat? Ich stehe nun nackter im Leben da, als die junge Brut da oben im Felsenspalt, die von ihren Aeltern, den Fledermäusen, geäzt wird. Mir bleibt nur zwischen zwei Dingen die Wahl übrig, entweder da hinab, oder diese Blei- und Pulvermixtur da hinein. Du verstehst und kennst mich, und ich befehle dir nun: entferne dich und laß mich allein.

„Ich weiche nicht von Ihnen, und wenn Sie mich mit Füßen treten, guter, lieber Herr!“ sprach Ynoch. „O, sehen Sie hieher, o hören Sie! Noch gibt es Aussichten für Sie, solche Aussichten, die Ihr zukünftiges Leben decken. Hier Reisegeld und Anstellung. Was wollen Sie vorerst mehr?

Der Engländer sah jetzt mit milderen Blicken auf den immer noch knieenden Ynoch nieder, und heftete einige dieser Blicke auf das ihm vorgehaltene Papier. „Was hast du gethan, Ynoch?“ fragte er den schwarzen Jüngling.

Dieser erwiderte: „Was ich als ein treuer Diener zu thun schuldig war. Die reiche Geheimräthin Baronin von H * * g wünschte mich seit einigen Tagen für ihre Nichte, die auf einem Landgute in der Rheingegend zurück ist, in den Dienst zu nehmen. Ich habe vor einem Stündchen die Sache so mit

der guten Matrone abgemacht, daß ich nicht nur die gnädige Nichte der Frau Geheimräthin, sondern auch meinen bisherigen guten Herrn bedienen darf. Sie hat einen geschickten Güterinspector vonnöthen, und ich habe Sie hiezu vorgeschlagen. Dabei habe ich zwar ohne Ihre Einwilligung, aber, wie Herz und Gewissen mir deutlich sagen, nicht unrecht gehandelt.

„Steh' auf, Ynoch, gute, ehrliche Mohrenseele!" rief der Engländer tiefbewegt aus. „Deine edelmüthige Handlung soll mich dem Leben erhalten. Komm' an mein Herz! ich umarme, ich küsse dich als den treuesten, als den nun einzigen Freund meines Lebens, und nehme dankbar die Versorgungs-Aussicht an, die du mir ausgemittelt hast."

„Und ich darf Sie, guter, geliebter Herr, sogleich in die schöne Rheingegend hin begleiten!" jubelte der hocherfreute Ynoch.

Der junge Engländer, ein nicht nur bildschöner, sondern auch geschickter Mann, trat seine neue Bestimmung auf dem Stammgute der Frau Geheimräthin an, und entwickelte einen solchen Eifer in der sachgewandten Führung seines Dienstgeschäftes und so viele liebenswürdige Eigenschaften, daß er bald der Günstling der Frau Baronin und der Liebling ihrer schönen, geistreichen Nichte ward. Der erste Maytag des Jahres 1818 sah ihn an der Seite der Letzteren am Traualtare stehen. Der wieder besänftigte Onkel in London hatte die ausgesprochene Enterbung zurückgenommen, und war in eigener Person bei dem Hochzeitfeste anwesend. Als der Neffe desselben seiner

schönen Braut die Handlung des edlen Mohrenjünglings erzählte, da ward die gefühlvolle Mathilde, so hieß die Nichte und einstige Erbin der Geheimräthin, bis zu hellen Thränen gerührt. Die edle bräutliche Jungfrau bezeugte einen Theil ihrer Achtung dem braven Ynoch, der inzwischen Wirthsschafts-Aufseher geworden war, dadurch, daß sie mit jenem edelmüthigen Jüngling, der ihrem künftigen Gatten das Leben erhalten hatte, den zweiten Brautreigen tanzte.

Edler Sinn! in welchem Herzen du
Immer deinen hellen Thron gegründet;
Hohe Achtung strömt dir säuselnd zu,
Die dein Strahl in jeder Brust entzündet.

Zeno, der dankbare Ziehsohn.

Im Jahre 1818 hielt noch eine K. K. österreichische Heeresabthellung Elsaß besetzt, und von daher kam in einem Städtchen des Untermainkreises im Königreiche Bayern eine Soldatenfrau an, deren Mann in Colmar gestorben war. Die Wittwe hatte einen 13jährigen Sohn bei sich, der laut weinte, weil seine geliebte Mutter sich krank befand. Man schickte Mutter und Sohn in's städtische Krankenhaus, wo Erstere schon nach wenigen Tagen in ein besseres Leben entschlief.

Der Magistrat des Ortes wollte den nun vater- und mutterlosen Waisen in die österreichischen Erbstaaten abliefern lassen; da erbarmte sich des armen Knaben ein städtischer Schneidermeister und machte sich verbindlich, denselben zu sich zu nehmen, und ihm sein oder ein anderes Handwerk lernen zu lassen. Man gab Solches zu. Meister Groß, so hieß der mitleidige Mann, brachte den Jungen nach Hause, und übergab ihn seiner Schwester, mit welcher er gemeinschaftlich die Wirthschaft führte, mit den Worten: „Weil wir denn doch den Pakt gemacht haben, beisammen zu bleiben, und so lange uns Gott das Leben gönnt, das leichte Handwerk bei der spitzen Fadenwehre fortzuführen, so bringe ich dir hiemit einen Zieh- und Lehrjungen. Uebe Mutterpflicht an dem armen Menschenwurm; ich will das Meinige so beitragen, als wenn ich Vater wäre.“

Margareth, die seelengute Schwester des Schneiders, war des Handels zufrieden. Der Junge, der den Taufnamen Zeno trug, schien aber noch mehr mit seiner Uebersetzung zufrieden zu seyn, setzte sich sehr bald und am liebsten in das dritte, noch leere Loch der Schneiderwerkstätte hinein, und sah seinen Ziehältern bei jedem Stich und Schnitt zu, den sie ausführten. Schon nach wenigen Wochen konnte ihn der Meister zur Fertigung leichter Nähartikel in Anspruch nehmen, und noch war nicht ein Jährchen herum, als Zeno schon so flink und schön nähte, daß es eine Lust war, wenn man ihm zusah. Der Knabe wuchs zu einem schönen, kräftigen Jünglinge heran, und,

als er das 17te Lebensjahr zählte, kam ihm in der Geschicklichkeit, Kleider zuzuschneiden und zu fertigen, kein Schneidergeselle im ganzen Städtchen gleich. Auch führte Zeno sich so gut auf, daß nicht nur seine Ziehältern, sondern auch alle guten Leute im Orte an ihm eine Freude hatten.

Meister Groß ließ den wackern Lehrjungen nun freisprechen, und ihm die Wahl, in die Fremde zu wandern. Zeno verzögerte das von Woche zu Woche. „Könnt' ich," sprach der Ziehsohn und Geselle, „euch nun verlassen, wo Mutter Margareth krank und meiner Arbeit, Wart' und Pflege bedürftig ist, so wäre ich ein wahrer Rabensohn. Laßt mich lieber, ich bitte euch, spät in die Nacht hinein arbeiten, damit wir so viel zusammenbringen, der Kranken eine bessere Kost und auch Medicin zu verschaffen."

So äußerte Zeno, und Margareth und Meister Groß vernahmen mit gerührtem Herzen die dankbare Sinnesweise des guten Jünglings.

Jetzt langte auf einmal ein großer, mit vielen Postsiegeln besäeter Brief an. Meister Groß öffnete, und erfuhr, daß Bruder Albert unter dem Namen Albert von Groß, ihm aus Rio Janeiro schrieb, er möchte schnell zu ihm nach Amerika kommen. „Ich werde von Tag zu Tag kränklicher, lieber Bruder!" hieß es im Briefe, „und will dich zum einzigen Erben meines nicht unbedeutenden Vermögens einsetzen. Für die Hieherreise habe ich Vorsorge getroffen; das Banquierhaus von B** m in Frankfurt wird dir die nöthige Summe auszahlen. Säume nicht zu kommen."

Groß wußte gleich anfangs nicht, wie ihm geschah, und was er thun sollte. „Ich verlasse dich keinen Falls jetzt, wo du krank bist, liebe Schwester!“ so sprach der gute Bruder. Jene aber ließ so lange nicht nach, ihn zu bereden, bis er anderen Sinnes ward. „Zeno,“ sprach die Kranke, „verläßt mich nicht, und verdient täglich so viel, als wir vonnöthen haben. Nicht wahr, Zeno?“ „Mich bringt kein Mensch weg von meiner lieben Ziehmutter!“ äußerte der Jüngling.

„In Gottes Namen denn! ich reise;“ erklärte Meister Groß, „und verlasse mich auf Gott, der Alles zu unserm Besten lenken wird.“

Die Abreise erfolgte; Thränen floßen bei'm Abschiede, man hoffte jedoch, sich bald wieder zu sehen.

Margareth wurde von Tag zu Tag kränker; Zeno arbeitete nun um so länger in die Nacht hinein, und stand des Morgens um so früher auf. Der Arzt und Apotheker verlangten Zahlung; der gute Junge verkaufte seine Uhr und einen Theil der entbehrlichsten Kleidungsstücke, um jene leisten zu können. „Du bist nicht gescheid, Zeno!“ sprach zu dem braven Jüngling ein Schneiderssohn aus dem Orte, „daß du dein sauer Erspartes für die Alte zusetzest, die über heut' oder morgen doch absegelt. Komm' zu meinem Vater in die Arbeit, da kannst du dir etwas Namentliches ersparen.“

„Ich wäre ein dankloser Wicht, wenn ich so Etwas thun könnte,“ trumpfte Zeno den Schneiderssohn ab.

Ein halbes Jahr verfloß; Meister Groß ließ weder Etwas von sich hören, noch sich in Person sehen. „Den haben längst die Seefische gespeis't!" hieß es allgemein im Städtchen. Zeno ließ die Leute sprechen, und kam fast gar nimmer von der Werkstätte hinweg.

Margareth wurde jetzt sterbenskrank, und starb nach wenigen Tagen wirklich. Zeno's Thränen flossen reichlich in das Grab hinunter, das die Ueberreste seiner guten Ziehmutter verbarg, und weil der Junge nicht so viel zusammenbrachte, ihr ein Kreuz bei dem Schreiner fertigen lassen zu können, so schlug er vorläufig ein solches aus alten Brettern zusammen, und steckte es auf das Grab.

Die fromme Handlung ist vollbracht, da steht auf einmal hinter unserem guten Zeno ein Mann in einem schönen blauen Ueberrocke, und spricht: „Gott grüße dich, guter Zeno!" Der Jüngling schaut rasch um sich, und siehe, der Grüßende ist Vater Groß, der seinen Ziehsohn an sein bewegtes Herz zieht, und helle Freuden- und auch Schmerzensthränen vergießt, als sein schauendes Auge sich hinbeugt auf das einfach, jedoch fromm geschmückte Grab der heimgegangenen geliebten Schwester. Auch Zeno weint laut. „Beruhige dich," spricht Meister Groß, „du hast in redlicher Treue und Dankbarkeit bei ihr, der selig Entschlummerten, ausgeharrt, und Noth und Erarmung ertragen um ihrer und meiner willen, und sollst anjetzt den verdienten Lohn einärnten. Der Herr da oben hat mich nach dem Tode meines Bru-

ders über ein bedeutendes Vermögen gesetzt; die Hälfte sey dein; die andere wollen wir zur Errichtung eines Waisenhauses verwenden, wenn du damit einverstanden bist?"

„Mein theurer Vater!" „mein guter Sohn!" so tönte es jetzt an den Gräbern des stillen Friedhofes, wo, wie das vorstehende Bildchen zeigt, Vater und Sohn sich neuerdings und voll der trautesten Herzlichkeit umarmen.

Das milde Stift wurde errichtet, und besteht heute noch, verwaltet von denen, die es im Sinne der reinsten Wohlthätigkeit gegründet haben.

Treue Pflicht, dankbarer Sinn
Erntet hier und dort Gewinn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lehrreiche Beispiele der Tugenden guter Kinder in moralischen Erzählungen
nach dem Alphabet ihrer Taufnahmen geordnet

Nürnberg [1840?]

Paed.pr. 403
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759241-6